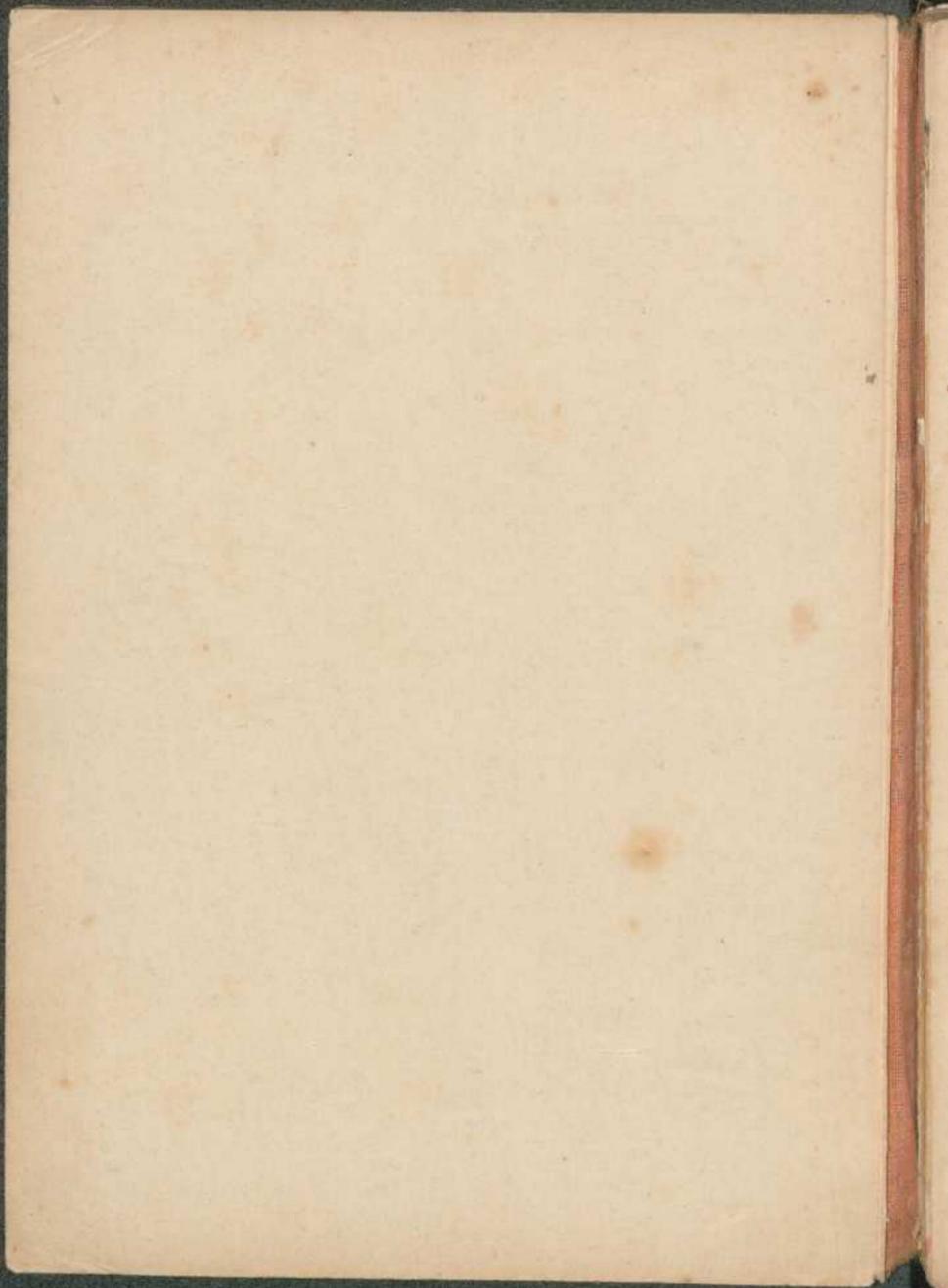


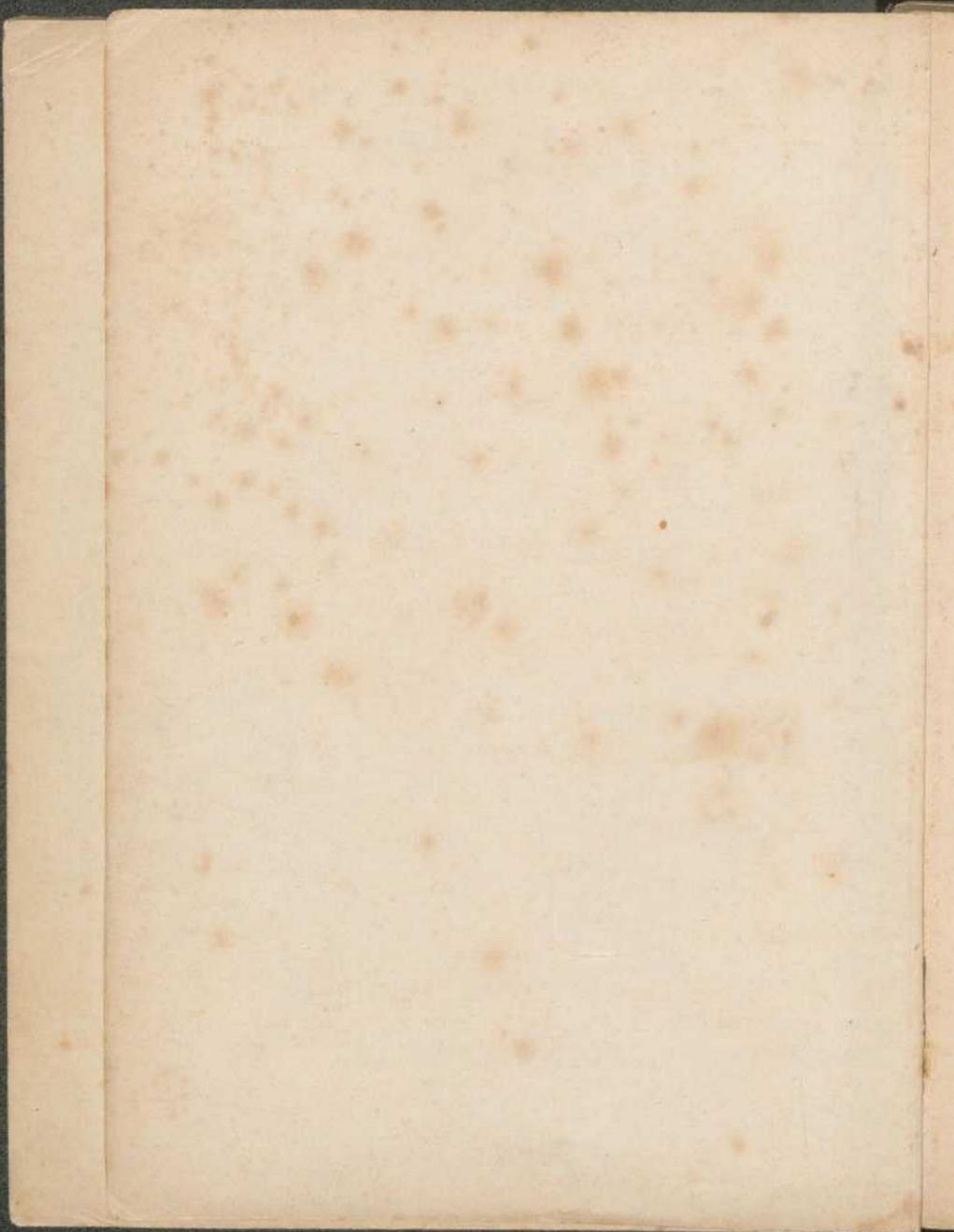
# DAS BILD IN TEINACH

von  
Dr. Chr. G. Barth.





MARIA BRETSCHNEIDER  
CALW



9105

Das  
Bild in **Teinach.**

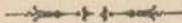
Eine Erzählung für Christenkinder

von

Dr. Chr. G. Barth.

---

Neue Ausgabe.



Verlag von Carl Hirsch

**Gumishofen**  
(Schweiz).

**Konstanz**  
(Deutschland).

**New-York**  
(157 Prince Street).

10  
11  
12  
13  
14  
15  
16  
17  
18  
19  
20  
21  
22  
23  
24  
25  
26  
27  
28  
29  
30  
31  
32  
33  
34  
35  
36  
37  
38  
39  
40  
41  
42  
43  
44  
45  
46  
47  
48  
49  
50  
51  
52  
53  
54  
55  
56  
57  
58  
59  
60  
61  
62  
63  
64  
65  
66  
67  
68  
69  
70  
71  
72  
73  
74  
75  
76  
77  
78  
79  
80  
81  
82  
83  
84  
85  
86  
87  
88  
89  
90  
91  
92  
93  
94  
95  
96  
97  
98  
99  
100

THE UNIVERSITY OF CHICAGO  
LIBRARY

Längs des kleinen Nagold-Flusses, der den Schwarzwald von dem sogenannten Gäu scheidet, zieht sich die Straße von Nagold über Wildberg nach Calw und Liebenzell durch ein enges, tiefes Thal, dessen beständigen Krümmungen nur der rüstige Fußwanderer ausweichen kann. Auf beiden Seiten des Flusses reihen sich schöne Hügelketten hin, großen Theils bis in's Thal herab mit reichen Wäldern von Rot- und Weißtannen bekleidet, aus welchen hie und da das hellere Grün der Birke schimmert. Auf der linken Seite ist das Gebirge von mehreren Seitenthälern durchschnitten, durch welche Forellenbäche herabrieseln. Durch eines von diesen Seitenthälern will ich euch diesmal hinaufführen, denn ich weiß den Weg, und bin ihn manchmal gegangen. Eine Stunde südwärts von Calw, nahe bei den sparsamen Trümmern der alten Burgen Waldeck und Horneck, scheidet sich der Weg, und eine schön geebnete Straße zieht sich links durch ein schmales waldbereiches Thal, längs des kleinen Teinach-Flüßchens, das eigentlich nur ein Bächlein ist, hinauf. Da gleich an der Straße bemerket ihr die schönen grünen und blauen Steine, mit welchen sie beschüttet ist. Sehet sie einmal genauer an. Ich habe hier ein schönes Stück mit Kupferlafur und etwas Fahlerz, auch einige Spuren von Malachit. Ihr möchtet gerne wissen, woher diese Steine kommen, und ich will's euch sagen. Eine halbe Stunde weiter den

Fluß hinauf öffnet sich ein anderes Seitenthal, durch welches der Ziegelbach herabkommt. In diesem Thale befindet sich ein ehemaliges Kupfer- und Silberbergwerk mit immer noch brauchbaren Stollen und Schächten, das aber wegen geringer Ausbeute schon längere Zeit eingegangen ist. Von dorthier kommen diese Steine. Wenn ihr einmal zu mir kommet, will ich euch einen schönen zeigen. Jetzt gehen wir weiter das Thal hinauf. Sehet ihr dort oben auf dem hohen waldigen Hügel die schöne Burgruine mit dem gewaltigen vier-eckigen Turm? Das ist die Burg von Zavelstein. Hinter der Burg liegt das kleine Städtchen mit einem einzigen Thor\*) und nicht mehr als vierthalbhundert Seelen, das aber dennoch ehemals Sitz und Stimme auf den Landtagen hatte. Stadt und Amt kamen im Jahr 1365 an Württemberg; und der letzte Besitzer der Burg war ein Herr v. Bouwinghausen, der sie im Jahr 1710 an den Herzog Eberhard Ludwig verkaufte. Hieher flüchtete sich 1367 Graf Eberhard der Greiner, als ihn seine Feinde im Wildbad gefangen nehmen wollten. Die große stattliche Burg wurde im Jahr 1692, wie Calw und Hirsau, von den Franzosen zerstört, und steht seitdem in ihren Trümmern da. Auf der Plattform des gut erhaltenen Turmes, dessen Mauern sieben Fuß Dicke haben, genießt man eine weite Aussicht, und einige Forchen, als ob's ihnen unten auf den Berghöhen zu tief gewesen wäre, haben sich auch da herauf gemacht, und wachsen mitten aus den Steinen heraus. Die Leiden da oben keinen Mangel an Licht und Luft.

Indessen haben wir eine starke halbe Stunde im

\*) Seit der ersten Auflage dieses Büchleins ist auch dieses Thor nicht mehr vorhanden.

Thale zurückgelegt, und da liegt vor uns, am Fuß des Berges, der die große Mauerkrone aufhat, ein kleines niedliches Dörfchen, Teinach oder auch Deinach genannt. Hier ist ein Gesundbrunnen, der jedes Jahr eine große Anzahl Kurgäste herbeizieht, die sein Wasser trinken oder auch darin baden. Viele tausend Krüge werden jährlich von diesem Brunnen gefüllt, und nach allen Richtungen verschickt. Da ist ein Schloß zum Gebrauch der königlichen Familie, und eine Kirche, welche Herzog Eberhard III. im Jahr 1662 erbaute. Zu schönen, obgleich etwas beschwerlichen Spaziergängen laden die umherliegenden Berge von allen Seiten ein. Von den auf denselben gelagerten Orten, Sonnenhart, Zavelstein, Röhrenbach, Emberg, Schmieh, Liebelsberg, Bulach, ist keines über eine Stunde entfernt; und wenn die Bergwege zu steil sind, der reitet auf der lastbaren Eselin, oder geht durch den Lindengang das Thal hinauf der Glasmühle zu, oder das Thal hinab durch die Reihe von Vogelbeer- und Lerchenbäumen nach dem Walbecker Hof oder nach Rentheim, wo eine sehr alte Kapelle ist. Offene und bedeckte Ruhebänke sind auch hie und da angebracht; überhaupt der Bequemlichkeit und des Genusses so viel oder noch etwas mehr, als ein kranker Kurgast ertragen mag.

So hab' ich euch denn den Ort und seine Umgebungen beschrieben, wo ihr diesmal zwei Knaben kennen lernet, von denen der eine Theodor heißt, der andere Benjamin. Dieser war dreizehn Jahre alt, jener zwölf. Sie waren da in Teinach zusammengetroffen, ohne daß Einer den Andern vorher gekannt hätte; denn Theodors Vater war ein Schweizer, Benjamin aber war mit seiner Mutter aus Dresden gekommen. Die beiden Knaben kamen bald in nähere

Bekanntschaft, wie denn überhaupt unter Kindern viel leichter Verbindungen geschlossen werden, weil da so viele Rücksichten wegfallen, die zwischen Erwachsenen eine Scheidewand bilden; zudem waren sie die Einzigen ihres Alters, welche hier zu finden waren, und Gesellschaft wollten nun einmal die Kinder haben. Theodor und Benjamin brachten fast den ganzen Tag mit einander zu; sie gingen zusammen spazieren, besuchten alle Berge und Thäler der Nachbarschaft, und machten sich mit allen ihren Merkwürdigkeiten bekannt. In den Wäldern fanden sie unter andern Blumen die Gentianen und Orchideen; da blühten die schönen roten Glocken der prächtigen digitalis (Fingerhut), und in den Rinnsalen der Waldbäche fanden sie hie und da schon die wilde Balsamine mit ihren wunderlichen Samentapseln. Da wurde gleich das Federmesser gezogen, und die schöne Blume zerlegt; da wurde untersucht: wie viel Staubfäden und Staubbeutel? in welche Klasse gehört sie? und sie bedauerten manchmal nur, daß keiner ihrer Lehrer da war, der hätte entscheiden können, wenn sie über etwas nicht einig werden konnten. Doch muß ich sagen, daß Theodor mehr Freude an solchen Untersuchungen hatte, als Benjamin. Dieser legte sich lieber in's Gras, und hielt die Stengel einer Balsamine gegen die Sonne, und sagte: „Sieh' einmal, Theodor, wie durchsichtig, als ob's von Meißener Porzellan gemacht wäre!“ Wollte Theodor eine Blume zerschneiden, so bat Benjamin alle Mal um Pardon für sie: „Was hat sie dir denn gethan, daß du sie so massakrieren willst?“ — „Wunderlicher Mensch!“ — sagte dann Theodor — „der Blume thut's ja nicht weh, sie hat keine Empfindung.“ — „Ei, sag' das nicht“ — antwortete Benjamin — „siehst du nicht, wie die Samentapsel der Balsamine

gleich Konvulsionen kriegt, wenn man sie berührt, und sie heißt ja deswegen auch *Impatiens noli me tangere!*\*) Überdies sagt Paulus, der Apostel, daß die ganze Natur sich sehne und seufze, also muß sie doch auch Empfindung haben."

Theodor: Das ist gewiß anders gemeint. Wenn man die Dinge in der Natur nicht untersuchen dürfte, so würde man sie ja nicht kennen lernen.

Benjamin: So dürfte man dann auch die kleinen und großen Tierchen lebendig von einander schneiden, um sie zu untersuchen? Weißt du nicht, wie es Leibniz machte, wie er das kleine Insekt wieder auf das Baumblatt setzte, nachdem er es mit seinem Mikroskop nach allen Seiten betrachtet hatte?

Theodor: Die ganze Natur, leblose und lebendige Wesen, ist einmal um des Menschen willen da, und er kann sie also auch ganz zu seinen Zwecken benutzen.

Benjamin: Wohl, doch heißt es in der Bibel: „der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes“; und Gott selbst hatte mit den vielen Tieren Mitleiden, die in Ninive umkommen sollten, wie es in der Geschichte des Propheten Jonas steht.

Hier wurden sie von Spaziergängern unterbrochen, und das Gespräch hörte auf.

Benjamin war von Kindheit auf ein gemütlicher, empfindsamer Knabe gewesen, der oft stundenlang bei den Blümchen auf der Wiese saß, und mit seiner lebhaften Einbildungskraft die kleine Welt um sich her bevölkerte und anbaute. Jeden Maulwurfshügel sah er als einen Berg an, und das um so mehr, als er in einer ganz flachen Gegend, nahe bei Leipzig wohnte, wo das ganze Jahr hindurch keine Berge hin-

---

\*) Zu deutsch: Ungeuldiger, rühr' mich nicht an.

kommen, und wo es Leute giebt, die siebzig Jahre alt werden und sterben, ohne in ihrem ganzen Leben jemals einen andern Berg gesehen zu haben, als etwa den Berg Morijah in Hübners Bilderbibel. Jede Ameise, jeder Schmetterling machte ihm Gedanken; das Wächlein, dessen Breite er mit einem Schritte messen konnte, betrachtete er wie einen Strom, und saß oft lange auf dem kleinen Brett, das darüber gelegt war, im Stillen darüber nachsinnend, ob wohl die Schiffe, wenn sie den Strom heraufführen, auch unter der Brücke würden durchkommen können. Ob er gleich lernte, was ihm aufgegeben wurde, so war er doch kein sonderlicher Freund von Büchern, außer wenn Bilder darin waren, die liebte er außerordentlich. Sonst war ihm der Anblick der schönen freien Natur viel lieber als alles, was er aus Büchern lernen konnte, und er pflegte zu sagen; „die Werke der Schöpfung kommen aus der Hand Gottes, die Bücher sind von Menschen gemacht.“ Es versteht sich, daß er mit der Bibel eine Ausnahme machte. Diese war ihm nicht bloß lieber als alle andern Bücher, sondern als er anfang, etwas darin zu verstehen, gewann er sie auch lieber als die Werke in der Natur. Denn diese kann uns nichts vom Heiland sagen! Den lernen wir nur durch die heilige Schrift kennen, und für ein gutartiges Kind kann es ja keine größere Freude geben, als mit dem Heiland und seiner Geschichte bekannt zu werden. Benjamin war deswegen auch mit der Bibel wohl vertraut, und der Vater konnte ihm kein größeres Vergnügen machen, als wenn er ihm von dem gelobten Lande oder von Egypten und andern Ländern und Völkern erzählte, von welchen in der heiligen Schrift die Rede ist. Darüber vergaß er Essen und Trinken und Schlafen. Als ihm der Vater einmal auf Weihnachten einen großen Kasten

schenkte, in welchem die Hirten zu Bethlehem auf dem Felde mit ihrer Herde, und der Stall, in dem das Kindlein Jesus geboren wurde, in kleinen hölzernen Figuren abgebildet waren, so machte ihm das unbeschreibliche Freude, und er ließ darüber alles andere stehen. — Als ihn in seinem zwölften Jahre seine Schwester einmal fragte: „Warum haben denn die Zwiebeln einen so scharfen Geruch, der einem die hellen Thränen aus den Augen her austreibt?“ — so war er gleich mit einer Antwort bereit. „Sieh, Mariechen“ — sagte er — „das will ich dir erklären. Wie unsere Urur-Großmutter Eva von dem verbotenen Baume gegessen hatte, und nun merkte, daß sie sich so sehr vergangen habe, so wurde sie sehr traurig, und fing an bittere Thränen zu weinen. Das erste Mal nun, da sie wieder hungrig wurde und essen wollte, zog sie eine Zwiebel aus dem Boden, und würde sie mit einem Messer zerschnitten haben, wenn sie eins gehabt hätte. Die Zähne mußten also den Dienst versehen. Unter dem Essen aber fiel es ihr natürlich ein, wie die Frucht von dem verbotenen Baume sie so unglücklich gemacht hatte. Das trieb ihr die Thränen heraus, und die Thränen fielen auf die Zwiebel, und seitdem hat die Zwiebel so einen scharfen Geschmack.“ — „O nicht wahr, Vater, das ist bloß eine Erdichtung?“ — sagte Mariechen zu dem Vater, der eben hereintrat. — „Freilich“ — antwortete dieser — „und so war's auch von Benjamin gemeint. Übrigens weiß Benjamin wohl, daß die Zwiebeln in Egypten, wo sie zu Hause sind, nicht so scharf sind wie bei uns, sondern einen angenehmen süßen Geschmack haben.“

Als Benjamin fünf Jahre alt war, sagte er einmal zu seinem Vater, während derselbe eine Pfeife rauchte: „Was hast du nur an dem Rauchen? Du

hast doch nichts daran zu essen, nichts zu trinken, nichts zu atmen, und nichts Schönes zu sehen."

Ein Jahr später war die Familie einst eines abends auf dem Zimmer beim Thee versammelt. Nach dem Thee ging der Vater auf seine Stube, und die Mutter besorgte im Hause allerlei Geschäfte. Als sie nach einiger Zeit wieder in's Zimmer zurückkam, saß Benjamin, des Vaters Pfeife im Mund, traurig neben seiner Schwester auf dem Sopha, und fiel nun der hereintretenden Mutter weinend um den Hals. Auf ihre Frage: „was weinst du?“ antwortete er: „Ach! ich dachte, als wir so allein im Zimmer sein mußten, ich habe keine Eltern mehr, und ich sei mit Mari echen, meinem Frauchen, allein in der Welt.“

Theodor hatte eine andere Gemüthsart. Er war ein fleißiger, folgsamer Knabe, aber ernst und nachdenkend. Von allem wollte er den Grund und den Zweck wissen, alles berechnen, alles auf den Nutzen beziehen. Offene Äußerungen der Empfindung hörte man von ihm nicht; alles, was er sprach, mußte vorher überlegt sein. An der Natur hatte er zwar auch Freude; doch weniger wegen ihrer mannfachen Schönheiten, als weil sie seiner unerfättlichen Wißbegierde so reichen Stoff darbot. Noch lieber aber waren ihm Bücher, die seinen Hunger nach allem Wissenswerten befriedigen konnten. Halbe Tage lang konnte er an einem solchen Buche sitzen; und da er ein gutes Gedächtnis hatte, so blieb ihm fast alles, was er las, eingepägt. Oft mußte man ihn zweimal zum Essen rufen, weil er in seinen Büchern so vertieft war. Ubrigens mußte das, was für ihn anziehend sein sollte, immer auch zugleich von irgend einer Seite nützlich sein. Ein bloßes leeres Wissen, das im Leben keine Anwendung finden kann, genügte ihm nicht. Wenn er z. B. las, daß der König

Chilberich im fünften Jahrhundert zuerst angefangen habe, die Pferde mit Hufeisen beschlagen zu lassen, so war ihm das ziemlich gleichgiltig; als er aber einmal in einem Buche fand, daß einer ein Pferdefutter erfunden habe, von welchem man für ein Pferd täglich nicht mehr als drei Flintenkugeln groß brauche, oder als ihm ein Reisender erzählte, daß die sogenannten Galgenbrunnen mit Salz gereinigt werden, so war ihm das so wichtig, daß er es gleich in ein Buch aufschrieb, das er sich zur Sammlung solcher Merkwürdigkeiten angelegt hatte. Doch darf ich nicht verschweigen, daß er wohl mitunter sein Nachdenken auch auf andere Gegenstände richtete, bei welchen es ihm mehr um das Wissen an und für sich zu thun war. So konnte er stundenlang in einem Winkel sitzen, und sich den Kopf darüber zerbrechen, wie sich das denken lasse, daß Gott keinen Anfang genommen habe; daß er vor der Erschaffung der Welt allein gewesen sei und zwar Unsichtbar, und so von Ewigkeit her ohne allen Anfang; was denn gewesen sei; als noch keine Welt gewesen und dergleichen. Natürlich blieb ihm das ein Räthsel, welches er nicht auflösen konnte. In der Bibel las er zwar auch zuweilen, und manches in derselben war ihm sehr wichtig und angenehm, doch nicht gerade das, was das wichtigste ist, was dem Herzen wohl thut und die Seele erhebt. Weder von seinen Eltern, noch von seinem Lehrer war Theodor dazu angewiesen worden. Er glaubte, daß das, was in der Bibel stehe, Wahrheit sei; aber wie es auch dem eigenen Herzen zur Wahrheit werden könne, das blieb ihm verborgen. So war er denn ein unverborener, von Natur gutmüthiger Knabe; aber ein Leben aus Gott war nicht in ihm, und das rechte Herzensgebet kannte er nicht. Als daher Benjamin, der fromme

Eltern hatte, und das vertrauliche freie Gebet gewohnt war, ihn einmal fragte; „Betest du auch alle Tage auf den Knieen zum lieben Gott, wie der Prophet Daniel?“ so machte Theodor große Augen, und meinte, er bete ja morgens und abends sein auswendig gelerntes Gebet, und damit werde es wohl genug sein. Benjamin erwiderte: „Würde es dir nicht selber sonderbar vorkommen, wenn du am Morgen oder bei Tisch jeden Tag mit denselbigen Worten deinem Vater den Morgengruß oder die Bitte um Fleisch und Brot darbrächtest, wenn du z. B. jeden Morgen sagtest: „Lieber Vater! ich wünsche, du möchtest wohl geruhet haben, wünsche dir einen guten Tag, und da du weißt, daß ohne Frühstück das Lernen bei mir nicht gehen will, so bitte ich dich um eine Tasse Milch und Brot!“ —?“

Theod. Das würde freilich sonderbar herauskommen.

Benj. Oder wenn du jeden Abend beim Bettgehen zu deinem Vater sagtest: „Lieber Vater, ich bin froh, daß ich dich heute nicht beleidigt habe, und hoffe, es werde morgen auch so gehen!“ und du hättest nun einmal des Vaters Krystallglas zerbrochen, oder den Hund an einen Bettler gehehrt; könntest du dann auch so sagen?

Theod. Ei, das wäre ja lächerlich.

Benj. Nun siehe, so ist's ja gerade, wenn man jeden Tag dasselbe auswendig gelernte Gebet hersagt. Es muß ja durch die Gewohnheit nach und nach zu einem gedankenlosen Rosenkranz werden, und unsere Bedürfnisse und Empfindungen sind auch nicht alle Tage gleich. Wenn einem Manne sein Haus verbrannt ist, und vielleicht noch ein Kind dazu, so kann er ja am Abend nicht beten: „Ich danke dir, Vater, daß du mich heute vor aller Gefahr und Schaden

gnädig bewahret hast.“ Oder wenn ich gefährlich oder schmerzlich krank bin, kann ich ihm nicht dafür danken, daß er mich heute abermals gesund erhalten habe.

Theod. Du hast Recht; daran hab' ich noch nicht gedacht. Aber man könnte ja ein Gebetbuch haben, in welchem Gebete für alle möglichen Fälle enthalten wären.

Benj. Allerdings, solche giebt's auch; aber warum kannst du denn mit deinem himmlischen Vater nicht ebenso gut reden wie mit deinem irdischen? Du schreibst's ja auch nicht vorher auf, wenn du diesen um etwas bitten willst.

Theod. Nun, ich denke bei Gott komme es doch etwas mehr darauf an, wie man die Worte setzt, als bei meinem Vater.

Benj. Glaube das nicht; Gott achtet nicht auf die Worte, sondern auf's Herz, und das, was ich selbst aus eigenem, innerem Antrieb bete, kommt doch mehr aus dem Herzen, als was ich aus einem Buche ablese, und wird also auch Gott besser gefallen und wirksamer sein.

Theod. Glaubst du denn, daß das Gebet etwas wirke?

Benj. Ei, für was sollte man denn sonst beten?

Theod. Wie ich von meinem Lehrer gehört habe, so beten wir nicht deswegen, um durch das Gebet etwas zu erlangen, sondern um Gott unsere Ehrfurcht zu bezeugen, und unser Gemüth durch's Gebet zu erheitern; im Übrigen aber bleibt alles, wie es Gott einmal beschloffen hat, und er kann um eines Einzelnen willen nicht seinen ganzen Regierungsplan abändern.

Benj. Das fiel mir auch einmal ein, da fragte ich meinen Vater darüber, und der sagte: „Dein Gebet hat ja Gott auch vorher gewußt, und in seinem Re-

gierungsplan zum Voraus Rücksicht darauf genommen; so daß du also nicht glauben darfst, das Gebet sei vergeblich."

Theod. Das kann ich noch nicht verstehen.

Benj. Aber probieren kannst du es. Gib Acht, versuch's einmal, aus dem Herzen in der Stille zu beten, in deinem Kämmerlein, oder im Wald, wo dich niemand sieht. Du glaubst gar nicht, wie es einem bei einem solchen Gebet so wohl zu Mute wird.

Theod. Ich will's einmal versuchen.

Am folgenden Tag gingen sie wieder mit einander spazieren auf dem Wege, der nach Martinsmoos führt. Benjamin war begierig zu hören, ob Theodor das Beten aus dem Herzen versucht habe. Dieser fing selbst davon an, und sagte: „Gestern habe ich's probiert, einmal frei mit Gott zu reden; aber ich weiß nicht, um was ich ihn bitten soll, ich habe ja alles, was ich brauche."

Benj. Heute hast du es freilich, aber du weißt ja nicht, wie lange noch. Dein Vater könnte hier sterben, oder deine Mutter zu Hause; oder euer Haus könnte über Nacht wegbrennen; oder du könntest auf einem Spaziergang hier in diesen Bergen Hals und Bein brechen. Alles dies giebt dir ja Veranlassung genug, um Erhaltung und Bewahrung zu beten. Auch sollen wir Gott um geistliche Güter bitten, um Weisheit, um Demut, um Liebe. Und da alle Menschen unsere Nächsten sind, für die wir beten sollen wie für uns, — denke nur, wie viel Arme und Elende, Gedrückte und Verlassene giebt es, die unserer Fürbitte bedürftig sind. Ich meine, da sollte einem der Stoff zum Gebet nicht sogleich ausgehen.

Theod. Du hast Recht; an alles das habe ich nicht gedacht.

Benj. Ja, und gerade das, daß dir nichts fehlt, soll dich zum ernstlichen Dank gegen Gott antreiben, und danken heißt auch beten.

Theod. Ist wahr; aber auch von dem Wohlfsein, das du mir gerühmt hast, habe ich unter dem Gebet nichts empfunden.

Benj. Das kommt daher, daß Du noch nicht recht offen und zutraulich gegen Gott bist. Das geht nicht gleich auf's erstemal, es will auch gelernt sein wie alles Gute. Nur das Böse braucht man nicht zu lernen, das geht von selbst.

Theod. Woher kommt doch das?

Benj. Das kommt daher, weil wir ein böses Herz haben von Natur, wie die Bibel sagt.

Theod. Du weißt alles gleich, wie's in der Bibel steht. Ich muß doch auch mehr in der Bibel lesen.

Benj. Thue das, dann wird auch das Beten besser gehen.

Als sie nach Teinach zurückkamen, hörten sie Musik. Sie fanden auf dem Platz hinter dem Schlosse die Badgäste um einen geschickten Guitarrespieler versammelt, der sie oft durch seine Kunst erheiterte. Er spielte und sang folgendes Lied:

### Das Grab im Rhein.

Siehst du dort drüben hochgebaut  
Das Schloß im Sonnenschein,  
Wie ernst es auf die Fluten schaut,  
Auf die verwack'nen Steine?  
Und siehst du hinter jenem Thor  
Das Eisen hochrot glühen,  
Aus schwarzen Häusern hoch empör  
Die hellen Funken sprühen?

„Nichts seh' ich als diese mächtigen Wogen  
Im alten grünen Rhein,

Wie sie in hochgewölbtem Bogen  
Sich stürzen über's Gestein.  
Wie sie brausen schneeweiß schäumend,  
Donnern als ein naß Gewitter,  
Steh' ich da bestürzt und träumend  
Vor dem tausendjähr'gen Wunder;  
Hielt mich nicht das Eisengitter,  
Ach, sie zögen mich hinunter."

Sieh' das Sommerhaus dort oben  
Freundlich hell am Ufer steh'n,  
Von Gebüsch rings umwoben;  
Kühle Schatten es umweh'n.  
Freude war darin verliehen  
Einem frommen Elternpaar:  
Denn sie sahen lieblich blühen  
Ihre muntre Kinderschaar.

Nach der schwülen Mittagshize  
Als der Sonnenstrahl verschwand,  
Sob der Vater sich vom Sisse,  
Schritt hinaus in's Gartenland.  
„Kommet," ruft er, „kommt ihr Knaben.  
Laßt, so lang die Arbeit ruht,  
In des Rheines Quell uns laben,  
Tauchen in die kühle Flut!"

Da erklingt's im Mutterherzen  
Wie zeriss'ner Saiten Ton:  
„Ach erspare mir die Schmerzen,  
Laß mir meinen jüngsten Sohn!"  
Doch vergeblich ist ihr Flehen;  
„Grundlos ist die Bangigkeit" —  
Spricht der Vater — „laß ihn gehen;  
Gott bewahret uns auch heut."

Drei Mal kehrt der Knabe wieder  
In der teuren Mutter Arm;  
Und sie beuget sich hernieder,  
Verzet ihn mit stillem Harn.

Ach, sie fürchtet tiefe Wunden,  
Aht ein schmerzliches Geschick —  
Sieh', da ist er schnell verschwunden,  
Und ihm folgt' ein nasser Blick.

Durch die Säle, durch die Pforte  
Tönt ihr kummervoll  
Zimmer noch der Klang der Worte:  
„Mutter, lebe wohl!“  
Ruhelos in Schmerz zerfloßen  
Hin und her sie geht,  
Bis das Herz ihr aufgeschlossen  
Wurde zum Gebet:

„Vater, nimm aus dem Gemüte  
Mir die bange Angst!  
Nimm das Opfer, ew'ge Güte!  
Wenn du es verlangst!  
Schenk' mir Kräfte, zu ertragen  
Dieses heiße Weh;  
Stille selbst der Sehnsucht Klagen!  
Herr, Dein Will' gesch'!“

Und gestärkt nach solcher Bitte  
Hebt sie sich empor:  
Horch was schallen da für Tritte?  
Schau! wer tritt hervor?  
„Sagt mir nichts“ — ruft sie entgegen  
Mit gefasstem Blick —  
„Ach, mein Jüngster ist erlegen,  
Er kehrt nicht zurück!“

Und der Vater, ernst gemahnet,  
Zu der Mutter spricht:  
„Ach! du hattest recht geahnet:  
Albert bring ich nicht.  
Oh' ich noch mich umgesehen  
Mit besorgtem Mut,  
War das Schreckliche geschehen,  
Sag er in der Flut.“

„Wie der Wirbel ihn ergriffen,  
Riß er ihn hinab;  
Unter tiefen Felsenriffen  
Grub die Flut sein Grab.  
Keines seiner teuren Glieder  
Dursteten wir mehr schau'n:  
Denn die Woge zog ihn nieder  
In der Tiefe Grau'n.“

\* \* \*

Schlafe, holder Knabe,  
Still im feuchten Grabe,  
Unter dem brausenden Strom,  
Unter dem leuchtenden Himmelsdom!  
In den dunklen Grüften,  
Wie in hellen Lüften  
Liegst du im liebenden Arm,  
Wirst an dem himmlischen Herzen warm.  
Eilet, ihr Wellen, behender,  
Strömet, ihr Wogen, geschwinder!  
Wann einst die letzte zerfließt,  
Albert das Morgenlicht wieder grüßt.

\* \* \*

Und als die Schatten sanken  
Auf's Sommerhauses Dach,  
Da sah man traurig wanken  
Die Mutter durch's Gemach.  
Ein Jahr war nun vorüber,  
Seit ihr der Jüngste fiel:  
Die Augen wurden trüber,  
Und Thränen floßen viel,

Still wandelt sie hinunter  
Zum grünen Ufer hin:  
„Hier ging mein Heinrich unter,  
Hier sank mein Benjamin!“  
Wo wild die Wogen wallen,  
Da setzt sie sich hinab,  
Und helle Zähren fallen  
Auf des Geliebten Grab.

Und sieh! auf Wolkenwegen  
Von rosenfarb'nem Duft  
Schwebt Albert ihr entgegen  
Hernieder durch die Luft:  
„O Mutter, laß das Weinen,  
Ich bin ja selig schon,  
Und nimm die armen Kleinen  
Nun auf statt deinem Sohn!“

Das Wölkchen war verschwunden,  
Das Bild in Duft verweht.  
Die Mutter hat gefunden,  
Wonach ihr Sehnen geht.  
Die Wunde ist geheilet,  
Der Schmerz wird süß und still;  
Der Liebe Sorgfalt eilet,  
Zu thun, wie Jesus will.

„Was für ein munt'res Wölkchen  
Ergeh'et sich denn dort?“  
Gedenk' an jenes Wölkchen,  
Gedenk' an Alberts Wort!  
Da hat sie angeleget  
Ein freundlich Rettungshaus;  
Da werden sie verpfleget,  
Da geh'n sie ein und aus.

Der Eindruck dieses Liedes auf die Versammlung war unverkennbar, und steigerte sich noch durch die Versicherung des Sängers, daß die Geschichte buchstäblich wahr sei. Ja, liebe Kinder, diese Mutter lebt noch, und ihre Anstalt auch: ich weiß ihren Namen, und wer mich darum fragt, dem sag' ich ihn in's Ohr. — Benjamin nahm von dieser Geschichte Veranlassung, Theodor an ihr Gespräch über die Wirksamkeit des Gebets zu erinnern, und ihn auf das Beispiel dieser Mutter und die Erhörnung ihres Gebets hinzuweisen. „Wie schnell ist's um unser Leben ge-

sehen!" — setzte er hinzu — „wie nötig haben wir's, um Bewahrung zu beten!" — Nicht lange stand es an, so mußte Theodor dies an sich selbst erfahren.

Eine kleine Gesellschaft von Brunnengästen, bei welcher auch Theodor's Vater war, hatte einen Spaziergang nach Röhrenbach verabredet.

Dort wurde in einem Bauernhause eingelehrt, Milch und Butterbrod geessen, und dann über gleichgültige Dinge gesprochen. Die beiden Knaben waren auch dabei. — Nach einer Stunde brachen sie auf, um noch die Ruinen von Zabelstein zu besuchen. — Theodor war heute besonders munter, und hüpfte immer voran. Während die Andern auf den Turm stiegen, gingen die beiden Knaben, die schon zweimal oben gewesen waren, auf den Trümmern des inneren Burgraumes umher, und kletterten über die von den hohen Mauern herabgefallenen Steine. Südwestlich von dem Turm, wo die Mauer eingefallen und der hundertjährige Schutt am höchsten liegt, stand ein großer wilder Rosenbusch, der ungewöhnlich große rote Hagebutten trug; ich weiß nicht, ob es derselbe war, der jetzt noch auf der Stelle steht. Theodor, der auf alles aufmerksam war, wollte den Strauch näher betrachten, der nur einige Fuß weit von der niedrig liegenden Mauer entfernt steht, von welcher es noch haushoch in den tiefen Burggraben hinuntergeht. Theodor war eben damit beschäftigt, einige Hagebutten zu pflücken, als er plötzlich auf dem Steinschutt ausglitt, und das Gleichgewicht verlor. Zum Glück war Benjamin in der Nähe, und wurde es gewahr. Theodor war eben im Begriff, in den Abgrund hinunterzustürzen, als ihn Benjamin schnell am Arme ergriff, sich auf den Boden warf, und sich mit

der andern Hand an einem hervorragenden Steine festhielt, um nicht auch mit hinuntergezogen zu werden. Denket euch den Schrecken, welchen Theodor's Vater ergriff, der gerade oben auf dem Turm stand, und diesen Vorfall mit ansehen mußte. „O Gott! was ist das!“ rief er in der höchsten Angst, und konnte nicht schnell genug die hundert Stufen der Turmtreppe herabeilen, um seinen geliebten Sohn in die Arme zu schließen, und sich durch eigenen Anblick zu überzeugen, daß ihm nichts geschehen sei. Sein erstes Wort war: „Du Wagehals, warum nimmst du dich nicht besser in Acht!“ Sein zweites aber: „Gott Lob und Dank, daß ich dich lebendig und gesund wieder habe!“ Dann ergoß er sich in Danksgungen gegen Benjamin, daß er seinem Freunde das Leben gerettet habe, und zog einen goldenen Ring mit einem Herzen von Rubin vom Finger, und sagte zu Benjamin: „Diesen Ring sollst du zum Andenken an diese Stunde aufbewahren, bis du einmal groß genug bist, ihn zu tragen; und kann ich dir späterhin auf irgend eine Art meine Dankbarkeit noch kräftiger beweisen, so werde ich mir eine wahre Freude daraus machen.“ Auch Theodor fiel seinem Benjamin weinend um den Hals, und schluchzte: „Ach, das werde ich nie vergessen, wie du mit eigener Lebensgefahr mich vom Rande des Todes zurückgezogen hast; aber vergelten werde ich es nie können.“ Benjamin meinte, er hätte nichts Besonderes gethan; das verstehe sich ja von selbst, und Theodor würde im gleichen Falle ihm gewiß eben so beigeprungen sein. Theodor's Vater ließ seinen Sohn auf dem ganzen Wege bis Teinach nimmer von der Hand, als ob die Gefahr sich jeden Augenblick wiederholen könnte. Der Schrecken war indessen doch so groß gewesen, daß Theodor ein kleines Fieber

bekam, und einen ganzen Tag das Bett hüten mußte. Benjamin leistete ihm Gesellschaft, und fragte ihn unter Anderem: „Nicht wahr, Theodor, heute wirst du nicht verlegen sein, was du beten sollst?“ „Gewiß nicht!“ — antwortete Theodor, — „aber jetzt weiß ich auch aus eigener Erfahrung, wie nötig es ist, daß man sich jeden Tag in den bewahrenden Schutz Gottes empfiehlt, und Ihn bittet um seiner Engel Wacht.“

Von da an ging Theodor jeden Morgen um 5 Uhr allein spazieren, und hatte sein kleines Testament bei sich. Dann suchte er einen stillen, ungestörten Ort, setzte sich auf einen Zaun oder an einen Rain, und las ein Kapitel. Darauf suchte er einen Busch, kniete in's Gras, und betete. Diese Stunden waren ihm sehr lieb, und er fing an, den Segen des Gebets zu erfahren. Wann er wieder nach Hause kam, und gefrühstückt hatte, dann suchte er seinen Benjamin auf, und sie blieben nun den ganzen übrigen Tag bei einander. Vormittags gingen sie in den Wald, der voll Heidelbeeren stand, setzten sich auf einen abgehauenen Baumstamm, und lasen mit einander aus einem guten Buche, oder sie sangen ein Lied aus Benjamin's Liederbuch, und ließen die Amseln und Lerchen auch mitsingen. Ihr würdet vielleicht gern einige von diesen Liedern hören, und so will ich euch denn etliche abschreiben:

I.

Wer Jesum liebt, der hat es gut,  
Und steht in einer treuen Gut.  
Er findet Waide überall,  
Und wird bewahret vor dem Fall.

Die Feinde dringen auf ihn ein:  
Doch hört der Heiland gleich sein Schrei'n,

Und kommt herbei, und spricht ein Wort,  
Und alsbald flieh'n die Feinde fort.

Durch Wolkennächte schwarz und dicht  
Bricht immer wieder Sonnenlicht,  
Und in den dürr'sten Wüstenei'n  
Giebt's Manna, Wachteln, Brod und Wein.

Drum suchet Jesu Fahnen auf;  
Sein Lauf ist stets ein Siegeslauf:  
Er schlägt des Feindes Schwerter stumpf,  
Und führt vom Kampfe zum Triumph.

2.

Mein größter Feind ist in dem Herzen;  
Die andern Feinde fürcht' ich nicht:  
Sie machen mir geringe Schmerzen,  
Weil Redlichkeit durch alles bricht.  
D'rum hab' ich's immer so gemeint,  
Im Herzen sei mein größter Feind.

In meinem Herzen wohnt die Lüge,  
Und sitzt in tiefem Grunde fest:  
Selbst wenn ich krank darnieder liege,  
Mich seine Argeheit nicht verläßt.  
D'rum hab' ich's immer so gemeint,  
Im Herzen sei mein größter Feind.

3.

In der Welt ist Finsternis,  
Und ihr Pfad ist ungewiß.  
Nur bei Jesum ist das Licht;  
Nur bei Jesum irrt man nicht.

Wer auf Seinen Wegen geht,  
Wer in Seiner Führung steht,  
Wer auf Seine Augen sieht,  
— Dem ist heilsam, was geschieht.

Jesus führt die Seelen gut,  
Hält sie fest in Seiner Hut:

Wenn sie Ihn nur recht vertrau'n,  
Werden sie das Leben schau'n.

So suchet Ihn allein,  
Daß Er schenke das Gedeih'n  
Eurer Arbeit: denn die Welt  
Hält allein der große Held!

4.

Unter allen guten Stunden,  
Die der gute Herr uns giebt,  
Hab' ich keine bessern funden.  
Als die Stunden, wo man liebt.

Wo man liebt den Freund der Seelen,  
Der auf Golgatha verschied,  
Und nach ewigem Erwählen  
Uns erkor in Sein Gebiet:

Wo man liebt das Land dort oben,  
Dessen Heimatruf uns winkt,  
Dessen Schaaren ewig loben,  
Dessen Wohnung golden blinkt:

Wo man liebt der Brüder Herzen;  
Wo man liebet Freund und Feind;  
Wo das Auge fremde Schmerzen  
Wie die eigenen beweint.

5.

Ein Kind, das seinen Heiland kennt,  
Ein Feuer, das für ihn nur brennt,  
Ein Herz, das nur nach ihm begehrt,  
— Das hat vor Jesu einen Wert.

Ein solches Kind verläßt er nicht:  
Er führt es immer mehr zum Licht:  
Wenn es ihm ruft, so hört er's gleich,  
Und schenket ihm sein Himmelreich.

Ein solches Feuer nähret er,  
Daß es verlösche nimmermehr;

Und wenn's auch nur noch glimmen kann,  
So bläst er's immer wieder an.

Ein solches Herz, von Lieb' erfüllt,  
Dem wird die Sehnsucht bald gestillt:  
Es schaut hinauf, der Herr herab;  
Es wandelt selig bis zum Grab.

6.

Der Heiland kam an einem Morgen  
Den Weg her von Bethanien,  
Und wie dort bei dem Jakobs-Brunnen,  
So hungerte den Pilgernden.

Und als er einmal aufgeblicket,  
Da sah er einen Feigenbaum,  
Der hatte schöne grüne Blätter;  
Und war ja doch der Frühling kaum.

Der Heiland hoffte, Frucht zu finden,  
Die etwa früh gewachsen wär':  
Doch als er auf dem Baume suchte,  
So fand er alle Zweige leer.

„Von dir soll niemand hinfert essen!“  
So spricht der Herr, und wandert fort;  
Und als die Jünger wieder kamen,  
Da war der Feigenbaum verdorrt.

7.

Johannes an dem Jordan stand:  
Die Sünden wurden ihm bekannt,  
Die Sünder in der Flut getauft;  
Durch's ganze Land sein Name lauft.

Da kommt der Mann von Nazareth;  
Und wie er vor Johannes steht,  
Spricht er zu ihm: „Ich bitte dich,  
Prophet des Höchsten, taufe mich!“

Johannes sagt: „Mir ziemt' es mehr,  
Daß ich von dir getaufet wär.“

Der Heiland spricht: „Verweh'r mir's nicht,  
Denn mir gebührt auch diese Pflicht.“

So tauft denn Jesum Sankt Johann:  
Es ist der Himmel aufgethan;  
Es ruft der Vater von dem Thron:  
„Gehorch ihm! dieser ist mein Sohn!“

8.

Als Jesus auferstanden war  
An einem Sonntag Morgen,  
Da kam, noch war der Tag nicht klar, —  
Maria voller Sorgen.

Sie blickte in das Grab hinein:  
Er war nicht mehr vorhanden;  
Doch sah ein Engel auf dem Stein,  
Der sprach: „Er ist erstanden!“

Und hinter ihr der Gärtner stand,  
Der tausend Gärten pfl eget.  
„Herr!“ spricht sie, „zeige mir das Land,  
Wo du ihn hingeleget.“

Der Gärtner spricht mit sanftem Ton:  
„Maria!“ — Sie erstaunet,  
Wie's sein wird, wenn einst Gottes Sohn  
Die Toten aufposaunet.

„Rabbuni!“ ruft sie ganz entzückt,  
Und fället ihm zu Füßen;  
Und er sie zu den Jüngern schickt,  
Und läßt sie freundlich grüßen.

---

Benjamin und Theodor gingen oft zusammen auf's  
Feld, um die Landleute bei ihren Feldgeschäften zu  
beobachten, und im Gespräch mit ihnen von der dortigen  
Landwirtschaft dies und das zu erfahren, was weder  
in der Schweiz noch in Sachsen gebräuchlich ist. Sie

mußten aber jedesmal zuvor einen Berg besteigen, weil es in dem engen Thale nur Wiesen giebt. Ein alter Großvater mit schneeweißen Haaren, der nicht mehr selbst arbeiten konnte, aber wohl noch mit seinen Kindern und Enkeln hinausging, um ihnen zuzusehen, machte ihnen durch seine Äußerungen, die so einfach aufrichtig waren, und von Nachdenken und Erfahrung zeugten, viel Freude. Als sie einmal wieder zu ihm kamen, waren seine Leute eben mit der Korn-Ernte beschäftigt, und der Alte saß auf einem Steine, und sah ihnen zu, sichtbar erfreut über den reichen Segen, den Gott auf die Felder gelegt hatte. Benjamin redete ihn an: „Nun, alter Vater, wie geht's?“

Der Alte: Mir geht's gut; ich freue mich, daß ich noch einmal die Ernte mit ansehen darf, ehe ich selbst als eine, will's Gott! reife Ähre abgemäht werde.

Benj. Auf das werdet ihr euch aber auch freuen?

Der Alte: Warum denn nicht! Wenn man siebenundsiebzig Jahre durch Wind und Wetter gegangen ist, dann ist man froh, unter ein festes Dach zu kommen, durch das kein Regen und kein Hagel schlägt.

Benj. Ihr habt wohl in einem so langen Leben manche schwere Arbeit verrichtet?

Der Alte: Eine zeitlang lauter schwere.

Theodor: Welche Arbeiten sind denn bei eurem Geschäft die schwersten?

Der Alte: Das will ich dem jungen Herrn sagen: diejenigen, welche man ungern thut.

Theod. Ja, so mein' ich's nicht.

Der Alte: Aber ich mein' so. Zum Beispiel: das Erbstenlesen ist ein so leichtes Geschäft, daß man es mehr ein Spiel als eine Arbeit nennen kann. Wenn

aber ein Mann den ganzen Tag an den Tisch sitzen und Erbsen lesen sollte, so würde ihm das sehr schwer vorkommen, und er würde gewiß lieber den Dreschflegel schwingen. Warum? Er thut's nicht gerne; es ist ihm zu langweilig, und giebt kein Stüd. Das Schneiden in der Ernte dagegen ist ein schweres Geschäft. Den lieben langen Tag, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, unter den glühenden Sonnenstrahlen, gebückt zur Erde da zu stehen, daß man meint, der Rücken wolle zerbrechen, und das so ein vierzehn Tage lang, das ist gewiß keine Kleinigkeit, und doch — fraget meine Schnitter, ob ihnen das Geschäft als eines der schwersten vorkomme? sie werden sagen: Nein, das thun wir gern.

Eben kam der Sohn des Alten herbei, um einen Schluck Wasser aus dem steinernen Krüge zu sich zu nehmen, den der Vater in Verwahrung hatte. Er triefte von Schweiß, und trocknete sich die Stirne mit einem baumwollenen Tuche, das ihm um den Hals hing. „Nun, Michel!“ — sagte der Vater — „wird dir's sauer?“ — „Wie so?“ — antwortete Michel — „heiß wird's einem wohl ein wenig, wenn die Sonne so brennt, aber sauer kann's einem nicht werden, den reichen Segen Gottes einzusammeln. Man kann sich dabei nur verwundern und freuen.“

Der Alte: Du hast Recht, Michel! so denk' ich auch. Wenn wir überlegen, wie wenig Gutes wir mit unserem Undank gegen Gott verdient haben, so müssen wir darüber erstaunen, daß nur noch eine Ahre am Halm hängt. Wie oft haben wir gezweifelt, wenn es uns an Regen fehlte; wie mit Mißtrauen ein dunkles Gewitter betrachtet, das dort drüben hinter dem Wald aufstieg; und doch hat uns Gott unsere Ernte beschützt, und mehr gegeben, als wir je erwarten konnten!

„Ja,“ — sagte der Alte weiter zu den Knaben, als Michel wieder an seine Arbeit gegangen war — „das Säen macht freilich auf unseren Aekern viel weniger Mühe als das Ernten; bei der Ausaat für die Ewigkeit aber ist's gerade umgekehrt. Die kostet viel Arbeit und Aufopferung; und dagegen wird die himmlische Ernte keine Mühe, sondern nur Freude machen. Da heißt's: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin, und weinen, und tragen edeln Samen, und kommen mit Freuden, und bringen ihre Garben.“ —

Benj. Der schwerste Teil der menschlichen Arbeiten liegt eben doch auf dem Stand des Landmannes.

Der Alte: Das wollen wir nicht sagen; ich bin doch lieber ein Landmann als ein Bergmann, der die schöne Sonne nicht einmal sehen darf, und sein Leben in den dunklen Tiefen der Erde zubringen muß; lieber ein Landmann als ein Kriegsmann, der seinen Nächsten, welcher ihm nie ein Leid gethan, von Amtswegen totschießen oder niederstechen muß; lieber ein Landmann als ein Schiffsmann, der seine besten Jahre unter Sturm und Angewitter, Nässe und Kälte zubringt, und nur in's Wasser Furchen macht, aus welchen nichts heraus wächst. Freilich, wenn man bei jedem Stück Brot bedenkt, wie viel Mühe es gekostet, bis aus einer handvoll Saatkörner ein Stück Brot geworden, bricht einem der Angstschweiß aus; oder wenn man ein Hemd anzieht, und sich dabei erinnert, wie viel Arbeit dabei nötig war, bis aus einem Viertel Hanfsamen ein Hemd werden konnte, so erschrickt man ordentlich darüber: aber die Arbeit ist eine Wohlthat für den Menschen, und wenn wir die nicht hätten, so wäre die Welt schon lange untergegangen: denn Müßiggang ist aller Raster Anfang.

Theod. Hat wohl Jesus auch Handarbeiten verrichtet?

Der Alte: Ohne Zweifel hat er bis in sein dreißigstes Jahr bei dem Geschäfte seines Pflegevaters Joseph geholfen; die Juden nennen ihn ja ausdrücklich im Neuen Testament einen Zimmermann.

Theod. Da wird er wohl auch müde geworden sein?

Der Alte: Ja freilich; er war ja dort auch müde, als er zur Samariterin kam bei Sichar.

Benj. Damit kann man sich aufrichten, wenn man müde wird. Ist der Heiland müde geworden, so darf ich wohl auch müde werden. Doch die Sonne neigt sich, wir müssen nach Hause.

Sie grüßten den freundlichen Greis, und versprachen ihm, ihn morgen in seinem Hause zu besuchen.

Am folgenden Tage regnete es, am zweiten wieder; am dritten aber stiegen sie den steilen Berg hinauf, und fanden bald das bezeichnete Haus, wo sie den alten Vater in seinem Lehnstuhl sitzend antrafen. Er hatte die Brille aufgesetzt, und las in der großen Pfaff'schen Bibel. Der gute Greis, der, wie alle Großväter, eine Freude an Kindern hatte, und ihnen gern von seinen Erfahrungen erzählte, nahm sie gar freundlich auf, und setzte ihnen Honigbrot vor mit Obstmost. Zugleich erzählte er ihnen manches aus seiner früheren Geschichte, wodurch ihre Aufmerksamkeit sehr gespannt wurde. Folgende wunderbare Vorfälle aus seinem Leben, deren Wahrheit ich verbürgen kann, werdet ihr gewiß alle gerne hören. Er soll aber selbst erzählen.

„In meiner Jugend“ — sagte er — „war ich Soldat, und mußte mehrere Feldzüge mitmachen. Im Elternhause war mir Gottesfurcht in's Herz gepflanzt

worden, und das Vertrauen auf den, der der Herr ist im Hause und im Felde, begleitete mich. Als ich von meinen Eltern Abschied nahm, um zum ersten Mal in den Krieg zu gehen, sagte mein Vater zu mir: „Ziehe getrost! der Herr Zebaoth sei dein Wehr und Schild! Fürchte dich nicht vor den Kugeln; jede hat ihr Billet bei sich, für wen sie bestimmt ist, und fliegt keine von ungefähr.“ Ich glaubte das, und durfte es auch erfahren. Meine freie Zeit brachte ich damit zu, in meiner Bibel zu lesen, und bekümmerte mich nicht um den Spott meiner Kameraden; dagegen erwies ich ihnen Gefälligkeiten, wo ich konnte, daß sie mich in Ruhe ließen. Einmal waren uns die Lebensmittel ganz ausgegangen, und wir hatten in zweimal vier- undzwanzig Stunden nichts gegessen. Ich stand bei einem Reiterkorps, und erhielt mit meinem Nebenmann Ordre, einige Stunden weit auf Retognoszierung zu reiten, ob wir keinen Mundvorrat aufstreiben könnten. Aber es war alles verzehrt und ausgeleert, und wir mußten unverrichteter Sache wieder zurückkehren. Es war schon finstere Nacht, als wir durch einen Hohlweg hinabritten. Mein Pferd stolperte über etwas, das dem Klange nach kein Stein sein konnte. Ich stieg ab, und fand zu meinem großen Erstaunen einen schweren Leib Brot, der von irgend einem Transport kürzlich verloren gegangen sein mußte. Die Versuchung blieb freilich nicht aus, dieses Brot für mich zu behalten; aber Gott schenkte mir Gnade sie zu überwinden, so daß ich trotz meinem heftigen Hunger, das Brot noch unberührt ließ, bis wir in's Lager kamen. Dort theilte ich es meinen Zeltgenossen aus, und verlangte für mich keine größere Portion, als jeder von ihnen erhielt. Diese Selbstüberwindung machte einen guten Eindruck auf meine Kameraden,

so daß sie von nun an alle freundlich gegen mich waren.“

„Bald darauf wurde uns angekündigt, wir sollten uns schlagfertig halten, es würde den folgenden Tag ein Treffen geliefert werden. Nun wurde gerade an diesem Tage mein Pferd krank, und ich war genötigt, eines von den Reserve-Pferden zu nehmen, das mehr als eine Faust niedriger war als das meinige. Ich wurde mißmutig darüber, denn dieses Pferd war nicht so gut wie das meinige, und auch nicht bequem für einen so großen Mann, wie ich damals war. Jetzt hat mich freilich das Alter auch gebeugt. Am Tage der Schlacht jedoch erfuhr ich, daß es thöricht ist, gegen die Anordnungen dessen zu murren, von dessen weiser und heiliger Regierung auch das Geringsste wie das Größte abhängig ist. Es ging heiß her. Bald rückten wir vor, bald mußten wir wieder zurückweichen. Puff! da schlägt die Kanonentugel das Kasket vom Kopfe, und nur mit Mühe kann ich mich auf dem Pferde erhalten. Hätte ich aber mein eigenes Pferd gehabt, so hätte die Kanonentugel unfehlbar statt des Kaskets den Kopf selbst weggenommen. So wunderbar hatte Gott für mich gesorgt!“

„Doch das ist noch nicht alles! Nachdem mich Gott durch Feldzüge und Schlachten unverfehrt hindurchgeführt, und ich den Abschied erhalten hatte, so ließ ich mich in Klarenbach nieder, nahm ein Weib, und trieb das kleine Bauerngütchen um, das mir mein Vater hinterlassen hatte. Unsere kleine Hütte stand an dem Abhang eines Berges, und vor derselben floß der Klarenbach vorbei. Es war im zweiten Jahre unseres Hausstandes, als einmal im Herbst heftige Regengüsse kamen, die den Bach gewaltig anschwellten,

und alle Wege grundlos machten. An dem Wasser, das in unsere Stube eindrang, merkte ich, daß das Strohdach unserer Hütte eine Ausbesserung nötig hatte, und kaum war der Regen vorüber, so machte ich mich daran, ein ganzes Stück frisch zu decken. Mein Weib war im Stall beschäftigt, das Kind lag in der Wiege und schlief, und ich saß auf dem Dache und fing an zu flicken. Auf einmal entstand ein mächtiges Geräusch wie ein unterirdischer Donner; das Dach unter mir fing an, sich zu bewegen; ich wurde schwindlich, hielt mich aber fest, und als ich wieder zu mir selber kam, lag ich immer noch auf meinem Strohdach, aber auf der anderen Seite des Baches. Ich blickte um mich her, nun wurde ich erst gewahr, was sich ereignet hatte. Ein Stück von dem Berge, losgemacht durch den tief eingedrungenen Regen, war herabgerutscht, hatte das Dach meines Hauses über den Bach herüber geschleudert und mein Haus verschüttet. Jetzt besann ich mich schnell; Weib und Kind fielen mir ein. Ohne daran zu denken, ob ich selbst vielleicht eine Beschädigung erlitten, sprang ich behende auf über's Dach herab, mit einem gewaltigen Sprung über den Bach hinüber, und begann mit lauter Stimme meinem Weib zu rufen, um zu erfahren, ob sie noch am Leben sei. Sie gab keine Antwort. Nun rief ich meinen Nachbarn, und bat sie, mir den Schutt wegräumen zu helfen. Als wir bis zur Stube vorgedrungen waren, wurde mir immer ängstlicher zu Mute, weil ich keinen Laut hörte. Endlich fand sich die Wiege. Ein Balken hatte sich über sie geneigt und sie vor dem Zusammenbrechen bewahrt. Das Kind lag unverfehrt darin und schlief ruhig, wie wenn nichts geschehen wäre. Das ist meine Margaretha, die ihr draußen auf dem Felde in der Ernte gesehen habi."

Benj. Da haben gewiß auch die Engel helfen müssen.

Der Alte: Ei natürlich. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß so ein kleines Kind unter einem einstürzenden Hause unverletzt bleiben konnte, ohne auch nur zu erwachen. Die Engel selbst haben ihm das Schlaflied gesungen. Ich will aber weiter erzählen, wenn's den jungen Herren recht ist. —

Beide: O bitte, bitte!

Der Alte: Wir räumten immer weiter auf, bis auch mein Weib gefunden wurde. Sie lag bewußtlos da, und war stark beschädigt; doch war bald zu merken, daß sie nur eine Ohnmacht hatte. Als wir sie an die Luft gebracht, und die Schläfe mit Essig eingerieben hatten, öffnete sie die Augen, erwachte nach und nach aus ihrer Betäubung, und fragte zuerst nach ihrem Kinde. Dieses wieder gesund und unbeschädigt zu sehen, war die beste Arznei für sie, obgleich sie noch ein halbes Jahr lang an den Folgen dieses Falles litt. Sie war überhaupt sehr schwächlich, und starb nach der Geburt meines Sohnes Michel an der Abzehrung.

Meine Hütte war zwar wieder gebaut, und das Strohdach ausgebeffert, aber die Mutter fehlte eben überall. Hier wohnte einer meiner Verwandten, der veranlaßte mich, eine junge hiesige Witwe zu nehmen, und so bin ich hieher gekommen. Nun ist auch meine zweite Frau gestorben, und mir bleibt nichts übrig, als der Wunsch, ihnen bald nachzufolgen.

Theodor und Benjamin dankten dem Greis recht herzlich für diese anziehende Erzählung, und wollten sich nun von ihm verabschieden. Aber der Alte sagte: „Ihr müßet vorher auch noch die Werkstätte sehen, aus welcher der Honig gekommen ist, der

euch so behagte." Und damit führte er sie in seinen Garten, wo ein schöner Bienenstand erbaut war, auf dem zehn bis zwölf Körbe standen. Man konnte in denselben hineingehen, und durch ein kleines Fensterchen, das hinten an den Körben angebracht war, die Arbeiten der Bienen beobachten. „Nur Schade“ — sagte Benjamin — „daß diese fleißigen, ordentlichen Tierchen, die für den Menschen so nützlich sind, sich so unfreundlich gegen die Menschen bewaffnet haben, und ihm gleich mit ihrem Stachel kommen, wenn er ihnen zu nahe tritt.“ — „Ja,“ — erwiderte der Alte — „das ist das Gesetz unseres Erdenlebens: keine Süßigkeit ohne Stachel: keine Rose ohne Dorn. Wir sollen bedenken, daß alle Erdenfreude etwas Unvollkommenes ist, und sollen uns deswegen nicht daran hängen. Nur im Himmel gibt's vollkommene Freuden: Honig ohne Stachel, Blumen ohne Dornen. Indessen müssen wir uns ja wundern, daß es nur noch so viel Gutes und Süßes in einer Welt von Menschen giebt, die so viel Bitterkeit im Herzen haben.“

Damit nahm der Alte Abschied von den Knaben, und sie stiegen wieder in's Thal hinab.

2.

In der Kirche in Teinach, welche „Dreifaltigkeits-Kirche“ heißt, befindet sich ein merkwürdiges Gemälde, welches die gottselige und gelehrte Prinzessin Antonia von Württemberg (geb. 1613), die in Neustadt wohnte, auf ihre Kosten malen ließ und in die Kirche zu Teinach stiftete, damit in Zukunft die Kurgäste, die an dem Brunnen Gesundheit für den Leib suchen, durch dieses Gemälde veranlaßt werden möchten, auch zu dem Brunnen des Lebenswassers zu gehen, und Genesung für ihre Seele zu suchen. Wir wissen nicht,

in wie vielen Fällen die Absicht der edlen Stifterin erreicht worden ist. Es gilt zwar dieses Bild immer noch als eine der Hauptmerkwürdigkeiten von Teinach, und wird von Reisenden und Brunnengästen fleißig besucht; aber der Sinn des Gemäldes, das nicht weniger darstellen will als den Inhalt der ganzen Bibel, ist nicht so leicht zu fassen oder zu erklären. Deswegen hat der sel. Prälat Detinger schon 1763 ein eigenes Buch zur Erklärung dieser Tafel geschrieben, das aber ebenfalls schwer zu verstehen ist. Um alles das aber bekümmerte sich Benjamin nicht, als er mit seiner Mutter dieses Gemälde zum ersten mal sehen sollte. Als ein so großer Liebhaber von Bildern, und namentlich von biblischen Bildern, freute er sich zunächst darauf, die Malerei zu sehen, und vermöge seiner Bibelkenntnis hoffte er doch auch eines oder das andere von den Bildern verstehen zu können. Mit großer Neugierde wartete er, bis die Flügelthüren sich aufthaten, und nun die ganze reich ausgestattete Darstellung vor seinem Blicke sich öffnete. Da stand, so viel konnte er theils selbst, theils aus der Erklärung des Geistlichen, der dabei war, abnehmen — im Vordergrunde Christus inmitten eines Gartens, und rings um ihn her die zwölf Patriarchen, jeder mit dem Zeichen, das ihm in Jakobs Segen zugeteilt wurde. Da erblickte er vorn an dem großen Tempel, der voll Figuren war, die vier großen Propheten und die vier Evangelisten; auf beiden Seiten an den Mauern hinauf die zwölf kleinen Propheten und die zwölf Apostel, im Innern des Tempels den Hohenprieester, außen an dem Tempel angebracht die wichtigsten Geschichten des Alten und Neuen Testaments; außerhalb der Mauern auf der einen Seite den Berg Sinai, auf der anderen das neue Jerusalem, und noch

vieles andere. Benjamin hätte nur gewünscht, daß die Kirche etwas heller sein möchte, damit er die einzelnen Figuren, die zum Teil in's Kleine gemalt waren, desto deutlicher sehen könnte. Indessen tröstete er sich mit der Hoffnung, diese Tafel noch einmal mit mehr Ruhe und Bequemlichkeit sehen zu dürfen. Als Theodor, der an diesem Tage mit seinem Vater in Wildbad gewesen war, nach Hause kam, erzählte ihm Benjamin sogleich, was er heute alles gesehen, und machte ihn ganz lüftern nach dem Anblicke des Bildes, obgleich Theodor sonst keine besondere Freude an Gemälden hatte. Gleich den folgenden Tag ließen sie sich das große Gemälde (sonst auch Turris Antonia genannt) aufschließen, und da sie ganz allein und ungestört waren, so nahmen sie sich Zeit dazu, jede Figur besonders zu betrachten, und darüber nachzudenken, was sie vorstellen sollte. Vieles blieb ihnen freilich unverständlich, aber die biblischen Geschichten, welche außen am Tempel angebracht sind, brachten sie doch fast alle heraus, und es war jedes Mal eine Freude, wann wieder eine erraten war. Als sie mit ihrer Musterung fertig waren, fragte Benjamin: „Welches von diesen Bildern hat nun am meisten Eindruck auf dich gemacht?“ — „Mir“ — sagte Theodor — „gefällt am besten die Geschichte, welche da links an der äußersten Tempelseite steht, die zweite von unten; wie der Prophet Elia von dem Engel gespeist wird, und in Kraft dieser Speise vierzig Tage und vierzig Nächte gehen konnte bis zum Berge Gottes Horeb (1. Kön. 19). Das ist eine wunderbare Geschichte, und ich habe schon manchmal gedacht: So ein Mann wie der Prophet Elia möchte ich auch sein.“

Benj. Und mich zieht am meisten dieses Bild an, das hier rechter Hand an der äußersten Säule

in der Mitte steht, und die Geschichte Benjamin's (1. Mos. 44) darstellt, in dessen Sack der Becher Joseph's gefunden wird. Ich weiß nicht, ist es das Mitleiden mit meinem Namensbruder Benjamin, dessen Lage in diesem Augenblicke so bejammernswert war; oder ist es die ängstliche Vorstellung, wie mir zu Mute sein würde, wenn ich in einen solchen Fall käme: kurz, dieses Bild ergreift mich am meisten unter allen, und ist mir gestern schon so wichtig geworden, daß ich es sogar im Traume nicht los werden konnte.

Theod. Wahrscheinlich ist das doch nur eine Einbildung, die sich mit der Zeit wieder verliert.

Benj. Das soll mir lieb sein, ob mir's gleich nicht wahrscheinlich ist, daß ich dieses Bild je wieder ganz vergessen werde.

Theod. Das ist auch nicht nötig; ich hoffe auch das meinige immer im Gedächtnis zu behalten, und wenn wir je noch einmal in dieser Welt wieder zusammenkommen sollten, was ja doch nicht unmöglich ist, so wollen wir einander daran erinnern.

Benj. Ja, das ist recht!

An einem regnerischen Abend saßen die beiden Knaben in dem bedeckten Gange hinter dem Schloß, und unterhielten sich durch Mitteilungen aus ihrer beiderseitigen Heimat. Theodor erzählte von der Schweiz, ihren hohen Bergen und Gletschern, ihren Sennen und Matten. Benjamin dagegen erzählte von dem schönen Dresden, von der prächtigen Elbbrücke, von der Frauentirche, von der Gemäldegallerie, vom grünen Gewölbe und dergleichen, dann von dem Landgut seiner Mutter, auf welchem sie im Sommer wohnten, und das nicht weit von Hermsdorf lag. Am liebsten sprach er von seinen beiden jüngeren Schwestern,

Malchen und Mariechen, die er sehr lieb hatte. „Ach, wenn sie nur auch zwei Tage hier sein könnten!“ — sagte er manchmal — „wie sehr möchte ich ihnen diese Freude gönnen!“

Theod. Es fragt sich noch, ob's ihnen hier so gut gefiele wie dir.

Benj. O gewiß; sie haben nichts lieber als das Landleben, und sind das ganze Jahr nie trauriger, als wenn der Gärtner anfängt, die Pflanzen in's Gewächshaus zu bringen: denn das ist ein Zeichen, daß man jetzt wieder in die Stadt zurückkehrt, wo es ihnen gar nicht gefallen will. Im Frühling aber solltest du den Jubel sehen, wenn die Mutter sagt: „Morgen gehen wir aufs Land.“ Das ist eine Freude! da wird zusammengepackt und zugerüstet, und man kann's kaum erwarten, bis der Morgen da ist. Kommen wir hinaus, so läuft Malchen gleich nach den Hühnern, und sieht nach, ob keine jungen Küchlein da sind, und bringt ihnen Futter; und Mariechen lockt den Tauben, und wirft ihnen Wicken vor. Dann geht's in den Garten zu den Schwänen, welche ganz ernsthaft auf dem kleinen Teiche hin- und herrudern. Da sind auch die Goldfische, denen wirft man Brotkrumen vor; und alle diese Besuche bei alten Bekannten werden mit einer Eile gemacht, daß der alte ehrliche Gärtner fast darüber vergessen worden wäre. Abends sitzen sie gewöhnlich auf einer Bank im Garten, und ergötzen sich an den Blumen, die sie von den Rabatten oder aus der Wiese gepflückt haben. Ich hörte einmal ihren Gesprächen zu. „Weißt du“ — fragte Malchen — „warum das kleine blaue Blümchen Vergißmeinnicht heißt?“ — „Nun, ich denke, eben weil's so klein ist“ — antwortete Mariechen; — „wie wenn es zu mir sagen wollte, wenn ich die Blume abbreche: Ich bin

zwar ein kleines Blümchen; aber vergiß mich doch nicht, ich bin doch auch nett.“ — Aber das darf man von sich selbst nicht sagen: ich bin nett.“ — „Freilich nicht; wenn wir zum lieben Gott sagen wollten: ‚Du hast für so viele große Menschen zu sorgen: aber vergiß doch uns auch nicht; wir sind zwar klein, aber wir sind doch artig, — das wäre freilich nicht recht; aber ein Blümchen darf so etwas wohl sagen. Gott hat ja die Blümchen gemacht, und was Gott macht, das ist alles sehr gut.“ —

„Aber,“ fuhr Malchen fort, „wir sind ja auch Geschöpfe Gottes.“ — „Freilich,“ erwiderte Mariechen; „aber wir sind gefallene sündige Geschöpfe, wie die Bibel sagt.“

Mariechen und Malchen haben ein eigenes Gärtchen mit einander angelegt, in welchem nur biblische Blumen stehen, das heißt solche Blumen und Pflanzen, die einen biblischen Namen haben: z. B. Hiobsträne, Jerusalemblume, Serichorose, das Auge Jesu, Passionsblume, Osterblümlein, Kreuzblümlein, Engelsfuß, Johannisbeeren, Josephsblumen, Magdalenenblumen, Marienthänen, Sanct Petersschlüssel, Smyrnenkraut, Stephanskörner, Zachariasblumen. Gern hätten sie auch den Abrahamsbaum, die Adamsfeigen und das Paradiesholz gehabt. In diesem Bibelgarten gehen sie am liebsten spazieren, und erzählen der kleinen Emma die Geschichten der Personen, von welchen diese Pflanzen benannt sind.

Theod. Den Garten möcht' ich wohl einmal sehen.

Benj. Und ich möchte einen Garten haben, wo der Baum des Lebens' in der Mitte stände.

Theod. Also nichts Geringeres als ein Paradies. Ich glaube, wenn es gut wäre für uns in

einem Paradiese zu sein, so hätte Gott den Adam nicht daraus vertrieben.

Benj. Da magst du wohl Recht haben; aber so ein Lebensbaum, an dem man sich immer wieder gesund essen könnte, wenn man krank ist, und frisch werden, wenn man ermattet ist, das wäre doch etwas Schönes.

Theod. Die Gesundbrunnen und die warmen Bäder sind etwas Ähnliches.

Benj. Ja, es kommt mir immer vor, als ob's da auch so wäre wie bei dem Teich zu Bethesda, wo ein Engel kam und das Wasser bewegte. Man wird jenen Engel auch nicht gesehen haben, und so können immer noch Engel bei dem Heilbrunnen thätig sein, ohne daß man sie sieht.

Die Brunnenkur war zu Ende. Benjamin's Mutter wollte abreisen; Theodor's Vater blieb noch einige Tage da. Es wurde den beiden Knaben schwer, sich von einander zu trennen; namentlich war Theodor betrübt, der eine besondere Anhänglichkeit an Benjamin hatte, seit er ihm die Rettung seines Lebens verdankte. Am letzten Abend saßen sie noch auf ihrem Lieblingsplätzchen, auf der Ecke des westlich von Teinach gelegenen Berges, da, wo jetzt der hübsche runde Pavillon steht. „Wir sollten doch“ — hob Benjamin an — „ein Erinnerungszeichen hier zurücklassen. Wenn dann einer oder der andere von uns nach Jahren einmal wieder hieherkäme, so würde es uns große Freude machen.“

Theod. Wer weiß, ob je einer von uns dieses Thal wieder sehen wird! Wahrscheinlich wenigstens ist es nicht. Und wenn auch, was für ein Denkmal könnten wir zurücklassen, das nach Jahren noch übrig wäre?

Benj. Wenn wir unsere Namen in diesen Stein graben, der hier unter dieser Fichte hervorragt, so können wir sie nach Jahrzehnten wieder finden.

Das thaten sie denn auch. Ein altes Messer mußte den Dienst des Meißels versehen, und ein Stein sich als Hammer brauchen lassen. Nach einer Stunde war das Werk vollendet, und sie sahen mit Wohlgefallen die Arbeit ihrer Hände, die übrigens nicht besonders schön ausgefallen sein mag; ich weiß nicht; ich habe den Stein nie zu sehen bekommen.

Auf Benjamin's Zimmer nahmen sie traurig Abschied von einander, mit dem Versprechen fleißigen Andenkens. Und so lasse ich den Benjamin ziehen; fast ist mir bange für ihn. Möge der Hüter Israels ihn geleiten, der nicht schläft noch schlummert!

3.

Als Benjamin abgereist war, fand Theodor den Aufenthalt in Teinach zum Sterben langweilig, und wußte gar nicht, wie er's machen sollte, um die wenigen Tage vollends durchzubringen. Bald nahm er ein Buch und wollte lesen; aber der, dem er bisher vorlesen konnte, war fort. Er warf das Buch auf den Tisch, und wollte spazieren gehen. Aber da draußen war er ja ganz allein, und im Walde sah es so herbftlich aus, daß er auch da nicht bleiben konnte. Er ging in die Kirche, und besah sich das Gemälde noch einmal; aber immer wieder mußte er auf den Elias sehen, der in der Wüste allein war; und dachte; dem mag's ungefähr auch so zu Mute gewesen sein wie dir. Wie froh war er, als er endlich den Postillon zum Aufbruch blasen hörte, und wie gern verließ er jetzt das Thal, das ihm so lieb geworden war: denn er hoffte, durch die Reise eine Ber-

streuung zu finden. So war's auch. Das erste mal waren sie über den Bodensee und durch Oberschwaben gekommen, und der Weg über Tübingen und Tuttlingen war ihm neu. Da er ein offenes Auge für alle Naturmerkwürdigkeiten hatte, so fand er überall etwas, das ihn anzog, und seinen Gedanken Lust machte. Ging es eine Steige hinauf, wo die Reisenden ausstiegen, so war Theodor gleich über die Steinhäufen her, die zur Ausbesserung der Straße am Wege lagen, und suchte versteinerte Ammonshörner. Alle leeren Winkel des Wagens füllte er mit solchen aus, und es war ihm nur leid, daß er nicht auch die großen Stücke, die er zuweilen fand, und die bis auf mehrere Fuß im Durchmesser hatten, mitnehmen konnte. Von Tuttlingen aus verließen sie die Straße, um die Bergveste Hohentwiel zu sehen, worauf sich Theodor schon lange freute. Die weite herrliche Aussicht war für ihn, nachdem er eine zeitlang in dem beschränkten Waldthale gelebt hatte, wieder etwas ganz Neues; und es machte ihm großes Vergnügen, schon hier aus der Ferne den Berg zu erblicken, in dessen Nähe seine Wohnung stand. Im Heruntergehen wurde er auf eine Felsenwand aufmerksam gemacht, in welcher der schöne Stein gefunden wird, der sonst fast nirgends vorkommt, nämlich der Natrolith. Theodor las von den am Boden liegenden Stücken die schönsten aus, und nahm eine ganze Ladung mit hinunter in's Dorf, wo der Wagen stand. Nun, mußten die Ammonshörner Platz machen, denn die Natrolithe waren doch noch schöner. Von da ging's zum Rheinfall nach Schaffhausen, und dann über Zürich in die Heimat, wo Mutter und Geschwister mit Sehnsucht warteten und mit lauter Freude die Reisenden bewillkommten.

Als Theodor aus der Schule entlassen wurde, trat er in die Lehre bei einem Apotheker, mit der Absicht, späterhin die Arzneikunde zu studieren, und dann das Geschäft seines Vaters zu übernehmen, der auch Arzt und Apotheker zugleich war, und bei seiner Kränklichkeit keine Aussicht hatte, noch lange zu leben. Die ersten Briefe von Benjamin empfing Theodor mit großer Freude, und erwiderte sie mit Herzlichkeit; aber bald wurde er kälter, nachlässiger, und endlich schrieb er gar nicht mehr. Benjamin schickte noch ein paarmal Briefe; aber da er keine Antwort erhielt, so hörte er auch auf zu schreiben, und somit hatte der ganze Briefwechsel ein Ende. Ihr möchtet gewiß gern wissen, woher es kam, daß Theodor so gleichgiltig gegen seinen Freund werden konnte? Ich will's euch sagen. Benjamin war, wie ihr ja schon wisset, ein frommer gottesfürchtiger Knabe, dem das Wort Gottes und das Gebet über alles gingen. Er hatte sich gefreut, es auch bei Theodor so weit zu bringen, daß dieser anfang zu beten und fleißig in der Bibel zu lesen. Theodor setzte das auch in den ersten Wochen, nachdem er von Teinach zurückgekommen war, gewissenhaft fort; aber es währte nicht lange. Das eine mal war er zu schläfrig, das andere mal nicht aufgelegt zum Gebet; das dritte mal hatte er Streit mit seinem Bruder gehabt, und schämte sich, vor Gott zu treten. Niemand war, der ihn dazu aufgemuntert hätte; niemand machte ihm Vorwürfe darüber, wenn er's unterließ, als sein Gewissen. Um diesem zu entgehen, suchte er Zerstreuung, und kam so immer mehr aus der Stimmung heraus, in welcher man zum Beten geschickt ist. Ebenso ging's ihm auch mit dem Bibellezen. Er hatte sich auf Benjamin's Rat vorgenommen, jeden Tag ein Kapitel aus dem Alten und

eines aus dem Neuen Testament zu lesen. Anfangs beobachtete er das streng; aber er konnte nicht dieses thun und jenes lassen. Denn wenn wir in der Bibel lesen, so werden wir an Gott erinnert, und an das; was wir Ihm schuldig sind. Wer nun nicht geneigt ist, an Gott zu denken, oder Ihm sein Versprechen zu halten, der läßt sich nicht gern an Ihn erinnern, und ließt deswegen auch nicht gern in der Bibel. So ging's bei Theodor. Sein Eifer erkaltete, und weil Benjamin in jedem Briefe darnach fragte, ob er noch seinem Versprechen treu sei, so ließ er endlich seine Briefe ganz unbeantwortet: denn zum Lügen war er zu aufrichtig, und die Wahrheit schreiben mochte er auch nicht, weil er nichts zu sagen wußte, um seine Untreue in Benjamin's Augen zu entschuldigen. So gewiß ist's, daß man allemal auch mit seinem Nächsten nicht recht steht, wenn man keinen Frieden mit Gott hat.

Theodor's vierjährige Lehrzeit war beinahe abgelaufen. Er war ein ehrbarer, fleißiger und geschickter Jüngling, von seinen Mitmenschen geachtet, und von seinen Eltern als ihre Hoffnung und Freude angesehen. Aber daran ist's eben nicht genug. Die Menschen sehen nicht in's Herz, und wenn einer gegen Den kalt und gleichgültig ist, dem wir alles Gute verdanken, und Den nicht lieb hat, der für uns am Kreuz gestorben ist, so fehlt es ihm eben doch an der Hauptsache. Ich will nicht sagen, daß Theodor ohne alle innere Unruhe und Mahnungen so hingegangen sei: es ging ihm manchmal ein Stich durch's Herz, wenn er durch irgend etwas an Benjamin erinnert wurde, oder wenn der Vater von Teinach erzählte, oder wenn er in die Kirche kam, was freilich selten genug geschah; aber alle diese Eindrücke wurden

bald wieder ausgelöscht; nur einer war bleibender, und von dem muß ich jetzt erzählen, Theodor machte mit einigen Freunden im hohen Sommer eine Reise in die Schneeberge, um Pflanzen und Steine zu sammeln, und die hohen Gletscher in der Nähe zu sehen, die er von fern schon oft erblickt, und von denen er so viel gehört hatte. Bereits hatten sie mehrere Berge bestiegen und rasteten über Mittag in einem kleinen Dörflein, von wo sie noch denselben Abend einen andern Berg besteigen wollten, um von dessen Gipfel am andern Morgen den Sonnen-Aufgang zu betrachten. Sie nahmen einen Führer mit sich, der des Weges kundig war, und stiegen um drei Uhr Nachmittags mutig bergan. Das Wetter war schön: aber gegen Abend, als sie eben quer über ein großes Eisfeld gingen, erhob sich ein dicker Nebel, der keine zehn Schritte voran zu sehen erlaubte, und sie nötigte, nahe beisammen zu bleiben, um nicht zu verirren. Theodor, des Bergsteigens weniger gewohnt, war der hinterste und langsamste, und fühlte große Müdigkeit. Es wurde immer dunkler und sie waren nahe an dem Orte, wo das Nachtlager aufgeschlagen werden sollte. Der Weg führte an einem jähen Abhange hinauf, der zur Seite ein paar hundert Fuß tief sich in's Thal hinabsenkte. Hier glitt Theodor, der aus Müdigkeit etwas zurückgeblieben war, plötzlich aus, und, vor Schrecken unfähig einen Laut von sich zu geben, war er in wenigen Augenblicken auf der glatten Schneewand in die Tiefe gerutscht. Alles ging so schnell und still, daß die Vorangehenden eine zeitlang in der Dunkelheit nichts davon gewahr wurden, und als sie endlich merkten, daß einer fehle, wußten sie nicht, wo sie ihn zu suchen hätten. Sie gingen eine Strecke zurück, und fanden ihn nicht; zerstreuen durften sie sich

nicht, um nicht einander zu verlieren, denn der dicke Nebel und die angebrochene Nacht forderten alle mögliche Vorsicht. Es blieb nichts übrig, als dem Verlorenen zu rufen; obgleich auch das gefährlich war, denn es hätte durch die Erschütterung der Luft leicht ein Schneesturz veranlaßt werden können. Aber Theodor konnte ihr Rufen nicht hören, denn er lag bewusstlos in der Tiefe auf einem Haufen Schnee. Als er wieder zu sich selber kam, war es ganz Nacht; der Nebel aber war vergangen, und der Mond leuchtete hell. Er besann sich einen Augenblick, wie er hierher gekommen, und dann brach ihm der heiße Angstschweiß aus, weil er dachte, es könne nichts anderes sein, als daß durch einen so tiefen Fall, alle seine Glieder zerbrochen seien. Aus Furcht, dies zur klaren Gewißheit zu bringen, wagte er es einige zeitlang nicht, sich zu bewegen; endlich aber, als er keine besonderen Schmerzen empfand, versuchte er aufzustehen, und siehe da! er fand, daß er ganz unbeschädigt sei, und auch nicht die geringste Verletzung erlitten habe. Nur waren seine Glieder durch das Liegen auf dem kalten Schnee während er sich vorher sehr warm gegangen hatte in Erstarrung geraten, und er sah sich genötigt, durch schnelles Hin- und Hergehen sein Blut wieder in Bewegung zu bringen. Damit brachte er den übrigen Teil der Nacht zu, und suchte zugleich, natürlich mit der nötigen Vorsicht, einen Ausgang aus der Schlucht zu finden.

Indessen hatten die übrigen Reisenden auf der Höhe des Berges eine schlaflose und ängstliche Nacht zugebracht: denn sie waren äußerst besorgt um Theodor's Schicksal, und sahen sich doch außer Stande, etwas zu seiner Rettung zu thun. Sobald die Morgenröthe anbrach, eilten sie, unbekümmert um

den schönen Sonnenaufgang, um dessen willen sie den Berg bestiegen, wieder hinab an die Stelle, wo sie den Verlorenen zum letzten mal gesehen hatten, und sahen nun an den Spuren im Schnee, daß er hier in die Tiefe gefahren sein müsse. Auf einem Umweg kamen sie an die Stelle, wo Theodor gelegen war, der sich aber schon längst entfernt hatte. Sie fanden seine Pflanzenbüchse und seine Feldflasche, und waren ganz erstaunt, ihn selbst nicht zu finden: denn es war ihnen unbegreiflich, wie er von einer solchen Höhe herabgefallen, und doch am Leben geblieben sein könne. Nachdem sie ihn in der nächsten Umgegend vergeblich gesucht hatten, schickten sie ihren Führer in's Dorf hinunter, und ließen noch mehrere Männer holen, und Lebensmittel für den ganzen Tag. Dann wollten sie gemeinschaftlich so lange nachforschen, bis sie den Vermißten gefunden haben würden.

Theodor sah sich, als es Tag wurde, auf einem Eisfeld, das gerade so ausjah, wie wenn ein stürmisches, wogendes Meer auf einmal zu Eis erstarrte. Rings herum war ihm durch hochragende Schneeberge und Eisblöcke die Aussicht in die lebende Welt verschlossen und er wußte nicht, welche Richtung er zu nehmen habe, um wieder in dieselbe zu gelangen. Dessen erinnerte er sich wohl, daß sie vom Dorfe aus östlich gegangen waren; aber seitdem hatte sich sein Weg so oft getrümmt, daß er unmöglich ausfindig machen konnte, nach welcher Seite hin dasselbe liege. Es blieb ihm also nichts übrig, als aufs Geratewohl fortzugehen, bis sich ein Weg ins Thal hinab zeigen würde. So stieg er denn über Höhen und durch Thäler von Schnee und Eis, zwischen welchen hier und da einzelne Felsblöcke hingestreut waren, oft mit großer Gefahr hinauf und hinab, hinüber und her-

über, und fand überall nur jähabschüssige Bergklüfte oder himmelansteigende Eiswände; sank oft ermattet nieder, raffte sich aber immer wieder auf und setzte seinen beschwerlichen Weg über die meilenlangen Gletscher, wo auch nicht ein fußbreites Pfädchen zu finden ist, weiter fort. Zum Glück hatte er seinen sechs Fuß langen Bergstock mit der scharfen Spitze und dem Gemsenhorn noch gerettet und der leistete ihm jetzt gute Dienste. Als aber nun die Sonne im Mittag stand und so heiß herabbrannte, da ging die Not erst recht an. Hunger und Durst wurden immer heftiger, und das Schneeeffen wollte weder den einen noch den andern stillen. „Wie, wenn ich nun keinen Weg fände, und müßte noch einmal eine Nacht hier oben zubringen! Wenn ich vor Hunger sterben müßte, oder vor Durst verschmachten!“ — Von diesem Gedanken wurde der arme Jüngling so ergriffen und erschüttert, daß er auf ein Felsstück nieder sank und in einen Strom von heißen Thränen ausbrach. Jetzt auf einmal fiel's ihm schwer auf's Herz, daß er schon so lange nicht mehr gebetet habe und es kam ihm sogar der Gedanke, Gott habe ihn zur Strafe für seine Entfremdung von Ihm in diese Not kommen lassen. „Aber wie!“ — fuhr die Stimme seines Gewissens fort, Strafe? das kann nicht sein! Hat denn Gott nicht ein Gnadenwunder an dir gethan? Wenn Er dich hätte strafen wollen, so hätte Er dich an einem Fels zerschellen und plötzlich sterben lassen; aber Er hat dir ja wunderbar bei dem tiefen Fall das Leben erhalten. Und siehe, du hast Ihm nicht einmal dafür gedankt!“

„Nun soll's aber auch nicht länger aufgeschoben werden!“ sagte Theodor zu sich selbst und fiel mitten im kalten Schneefeld auf die Kniee nieder. Hier

schüttete er sein Herz recht vor Gott aus, bekannte seine strafbare Saumseligkeit, flehte um Verzeihung und um Errettung aus seiner jetzigen bedrängten Lage. Mitten im Gebet fiel ihm plötzlich das Bild wieder ein, das er auf der Antonientafel in Teinach gesehen, und das damals ihn unter allen den Bildern am meisten angesprochen hatte, das Bild des Propheten Elias, wie er unter dem Wachholderstrauch in der Wüste liegt und von dem Engel mit Speise und Trant versehen wird. „Ach!“ — rief Theodor aus — „wer hätte das damals gedacht, daß ich einmal auch so hilflos in einer Wüste liegen würde! Aber wo ist hier ein Engel, der mir Speise und Trant brächte! O Gott! hast Du denn bloß damals Engel zum Dienst der Menschen ausgesandt, oder geschieht es auch noch jetzt? Ach, wenn das ist, so sende mir auch einen wie dem Elias und laß mich nicht verschmachten!“ Er betete noch lange so fort und stand endlich getröstet wieder auf, um sein Suchen nach einem Ausweg auf's Neue zu beginnen. Bald geriet er auf eine Ebene, die voll Steine und Felsblöcke lag. Indem er durch diese hin einen Weg suchte, immer zu Gott um Hilfe seufzend, — was meinest ihr, daß er da gefunden habe? Er wollte seinen Augen kaum trauen, denn siehe, da lag ein Brot, und nicht weit davon eine Feldflasche mit köstlichem Lacle-Wein. Ihr könnt euch wohl denken, daß er nicht lange darüber nachsann, ob ein Reisender diese kostbaren Dinge verloren oder ob sie ein Engel für ihn dahin gelegt habe; — das Wichtigste war ihm jetzt, daß er nun seinen Hunger und Durst stillen konnte, und das that er denn auch mit großer Freude und herzlichem Danke gegen Gott. Erst als er gesättigt war, fiel's ihm wieder ein, daß er immer noch

keinen Weg in die Heimat gefunden habe; aber er hatte nun wieder neue Kraft und neuen Mut, und weil Gott einen Theil seines Gebetes erhört hatte, so schloß er daraus, Er werde auch den andern erhören. Er mußte sich aber schon dazu bequemen, noch eine Nacht auf dem Gebirge zuzubringen, und da er eine Stelle gefunden hatte, wo ein abhängiges Felsstück Schutz gegen den Wind gewährte, so legte er sich getrost schlafen, nachdem er sich vorher der Bewahrung Dessen empfohlen hatte, dessen Auge immer wacht. Die Müdigkeit hatte ihm auf dem harten Stein ein weiches Lager gebettet; als er aufwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Theodor sprang auf, dankte Gott für die sanfte Ruhe und ging neu- gestärkt abermals an die schwere Arbeit, einen Ausweg aus dem winterlichen Irrgarten zu suchen. Nach langem Hinundherlaufen fand er endlich Fußstapfen und indem er denselben folgte, auch einen Pfad, der ihn zuletzt wieder in das Dörflein führte, aus dem er vor zwei Tagen ausgegangen war. Die Sonne war schon untergegangen, und eben waren die Männer zurückgekommen, die ihn auch heute und gestern vergeblich im Gebirge gesucht hatten. Wie froh war er jetzt, wieder unter Menschen zu sein, und wie dankte er Gott, der ihn aus so großer Beängstigung herausgeführt hatte. Daß er keine Lust hatte, seine Bergreise weiter fortzusetzen, sondern unverzüglich zu seinen Eltern zurückkehrte, um ihnen von seinen Erfahrungen zu erzählen, werdet ihr gern glauben. Er faßte nun den festen Vorsatz, nicht wieder Gottes zu vergessen, und ihm zeitlebens für seine wunderbare Rettung dankbar zu bleiben; und er führte ihn auch aus, bis er auf die Universität kam. Da vergaß er wieder alles, unterließ das Gebet und gab sich ganz dem eillen Streben hin,

ein gelehrter und angesehenener Mann zu werden. Bald verlor er in wenigen Monaten Vater und Mutter. Seine Geschwister waren schon vorher gestorben. Das erweckte ihn aufs Neue aus seiner Gleichgültigkeit gegen Gott und gegen das Heil seiner Seele; aber es währte auch nicht lange. Späterhin verheiratete er sich, wurde ein reicher, angesehenener Mann und geriet ganz in die Welt hinein. Die Welt achtete ihn als einen ehrbaren Bürger, als einen geschickten Arzt und als einen Wohlthäter der Armen; gegen Gott aber war sein Herz verschlossen und nach der Ewigkeit fragte er nicht viel. Ach, wie wirds dem armen reichen Manne noch gehen!

An einem schönen heitern Maimorgen, bald nach Sonnenaufgang, sah man einen Reisenden die Straße ziehen, welche von dem badischen Grenzort Neuhausen über die Höhe nach Herrenalb führt. Er schien nahe an fünfzig zu sein; sein blondes Haar fing bereits an grau zu werden; seine Kleider schienen auf's Reisen eingerichtet; er trug an der Seite eine leberne Jagdtasche und in der Hand einen dicken Reifestab, in welchem ein Regenschirm verborgen war. Er pfiiff ein munteres Morgenlied und sah fleißig hinauf zu den Lerchen, die noch schöner pfeifen konnten als er. Als er auf die Anhöhe kam, von welcher man auf den Schwarzwald hinüberblickt und eine Reihe von kleinen Ortschaften mit zerstreuten Häusern im Schein der Morgensonne freundlich daliegen sah, da stand er still und sah vergnügt um sich her. Eben wurde drüben in Neuhausen zur Frühmesse geläutet und der Wanderer, der sein besseres Morgenopfer dem Herrn bereits in einem dankbaren Gebet dargebracht hatte, setzte sich,

in feierliche Empfindungen der Freude und der Weh-  
mut versunken, an einen Rain, und schrieb folgende  
Verse in seine Brieftasche:

Frühmorgenglocken singen  
D'rüben hinter'm Wald;  
Vergnügen klingen,  
Kukul's Stimm erschallt:  
Frische Morgendüfte  
Tragen das Getön'  
Mitten durch die Lüfte  
Her zu diesen Höh'n.

Aus dem fremden Lande  
Kam der Glockenklang,  
Redet unbekannte  
Töne der Gesang.  
Strenge Wächter stehen  
An der Grenze Wehr;  
Doch die Töne wehen  
Ungehindert her.

Süße Frühlingsklänge  
Schlagen mir an's Ohr;  
Fröhliches Gedränge  
In dem luft'gen Chor;  
Thränenmasse Blicke  
Schauen himmelwärts: —  
Träumest du von Glücke,  
Du bekümmert Herz?

Nenn' es nicht ein Träumen,  
Was das Herz mir schwellt:  
Aus den sel'gen Räumen  
Jener lichten Welt  
Ziel ein Strahl hernieder  
In des Pilgers Brust,  
Könnten ferne Vieder  
Von der Heimat Lust.

Wunderbares Glänzen  
Aus der Himmelswelt  
An den Frühlingskränzen,  
Auf dem Blumenfeld!  
Wann die Maienlüfte  
Wehen durch die Nacht,  
Öffnen sich die Gräfte,  
Blüht der Farben Pracht.

Aufwärts in die Ferne  
Lockt mich das Getön':  
Glocken, Lerchen, Sterne,  
Alles in den Höh'n!  
Ist's daheim so heiter,  
Ist's daheim so licht;  
Nun, so pilg're weiter,  
Seele, traure nicht!

Alle deine Pfade  
In dem Pilgerlauf  
Führen dich gerade  
Zu dem Licht hinauf,  
Bald in hellem Glanze  
Strahlet deine Nacht,  
Und am Dornenranze  
Rosenblüt' erwacht.

Der Reisende schob seine Brieftasche wieder ein und ging weiter. Nach drei Stunden erreichte er Teinach, wo er einige Zeit verweilen zu wollen schien, ohne jedoch den Brunnen zu gebrauchen. Er war ein Kaufmann, auf einer Geschäftsreise begriffen, den eine besondere Anhänglichkeit an Teinach bewog, einige Tage da zuzubringen. Unter den wenigen Personen, die er bereits da antraf, war auch ein junger Maler, mit welchem der Kaufmann gleich in den ersten Tagen Bekanntschaft machte. Der Maler hatte den Auftrag, das Grabmal eines im Bade gestorbenen Schweizers für die Familie desselben zu malen, und der Kauf-

mann ging jedesmal mit ihm auf den Gottesacker, und unterhielt sich mit ihm, so lange er zeichnete. Aber auch der Maler trug den Keim des Todes bereits in seiner Brust; und als er das letztemal auf dem Kirchhof sich beschäftigte, war's ihm, als ob er an beiden Füßen in das Grab hinuntergezogen würde, auf dem er stand. Er ging darauf nach Hause und wie er das Gemälde fertig hatte und den Pinsel weglegte, so kam es ihm vor, als ob ihm eine Stimme sagte: Das ist dein letzter Pinselstrich. So war es auch. Er rührte den Pinsel nicht mehr an, und der Kaufmann war noch nicht von Teinach abgereist, als er Nachricht erhielt, daß sein Freund, der junge Maler, an der Schwindsucht gestorben sei. Diese Nachricht machte tiefen Eindruck auf sein Gemüth, welches durch unglückliche Erfahrungen ohnehin sehr erschüttert war. Doch, warum soll ich's länger verschweigen, der Kaufmann war niemand anders als unser Freund — Benjamin, von dem wir schon lange nichts mehr gehört haben. Ihr werdet gewiß begierig sein, zu hören, wie es ihm seither ergangen ist.

Mehrere Tage, nachdem der junge Maler abgereist war, fiel's dem Kaufmann ein, er wolle doch auch nach dem Stein sehen, auf welchem Benjamin und Theodor einst ihre Namen eingegraben hatten. Sogleich machte er sich auf den Weg; als er aber hinkam, war der Stein nicht mehr da, wo er früher gewesen, und auf den umherliegenden Steinen zeigte sich keine Spur von einem Namen. „Also auch dieses Denkmal einer untergegangenen Freundschaft verloren!“ sagte Benjamin zu sich selbst, und setzte sich traurig auf das lockere Gerölle hin. Indem er so in träumenden Erinnerungen an die längst verfllossene Vergangenheit versunken da saß, wurde er durch den

Anblick des Doktors unterbrochen, der eben vor Mittag aus der Schweiz angekommen war und mit dem er sich über Tisch von den Tages-Neuigkeiten unterhalten hatte. „Was suchen Sie hier, Herr Doktor?“ — fragte Benjamin. — „Ach!“ — antwortete der Doktor — „eine Kleinigkeit, die ich aber nicht finden kann. Ich war als Knabe mit meinem Vater hier und hatte damals täglichen Umgang mit einem andern Knaben, der seine Mutter aus Dresden hieher begleitet hatte, da schrieben wir zum Andenken unsere Namen auf einen Stein.“ — „Heißen Sie denn Theodor?“ — fragte der Kaufmann hastig. — „Ja!“ — erwiderte der Kaufmann erstaunt. — „Und ich heiße Benjamin!“ — sagte der Kaufmann, — „und hier an meinem Finger ist das Herz von Rubin.“ — „O Gott, ist's möglich!“ — rief Theodor aus, — und fiel seinem Benjamin um den Hals. Doch das läßt sich nicht beschreiben; ihr müßt euch das Beste hinzudenken und eigentlich kann das nur der, der etwas Ähnliches erfahren hat.

Arm in Arm gingen sie nun zusammen das Thal hinauf und in den Wald hinein, an den Ort, wo sie sonst mit einander gebetet und gelesen hatten. Hier setzten sie sich auf einen alten bemoosten Stein, Einer so begierig wie der Andere, des Freundes bisherige Erfahrungen zu vernehmen. Theodor fing damit an, sich gegen seinen Freund zu entschuldigen oder vielmehr ihn um Vergebung zu bitten, daß er ihm seine letzten Briefe nicht beantwortet habe. Er gestand ihm offen, was die Ursache gewesen sei, und erzählte ihm nun seine ganze Geschichte, wie wir sie oben gehört haben, und noch viel ausführlicher. Der Schluß seiner Erzählung lautet so:

„In diesem Weltfinn ging ich dahin, oft im

Innern gewarnt und beunruhigt, aber alles wieder in den Wind schlagend, bis mir Gott meine gute Gattin von meiner Seite nahm. Nun erwachte die Stimme meines Gewissens mächtiger als je und hielt mir die peinlichsten Erinnerungen vor. Sieh', hieß es, wie viel Gott schon an dir gethan hat, und du hast Ihm so oft Treue versprochen und Ihm dein ganzes Herz zugesagt; aber allemal bist du wieder von Ihm gewichen! Sieh', so muß Er es dir machen! Wer nicht hören will, muß fühlen! Ich konnte nichts dagegen einwenden, hatte aber auch allen Mut verloren, Gott noch einmal um Vergebung anzurufen, und ging ganz verzagt umher, wußte mir gar nicht zu helfen. Um die Bangigkeit los zu werden, beschloß ich, eine Erholungsreise zu machen; aber mein Gewissen ging mit und die Stimme Gottes redete mir immer an's Herz. Am Charfreitag ging ich in einer Stadt, durch welche mich die Reise führte, an einer Kirche vorbei, in welcher gerade das heilige Abendmahl gefeiert wurde. Der schöne vierstimmige Chorgesang, der von der Orgel herabkündete, zog mich an, und ich trat hinein und stellte mich hinter einen Pfeiler, wo ich unbemerkt bleiben konnte. Der Chor auf der Orgel sang:

O in diesen Stunden,  
 Holder Menschensohn,  
 Wie hast Du empfunden  
 So viel Schmerz und Hohn!

Wie hat dich getroffen  
 Tausendfache Noth:  
 Wunden stehen offen;  
 Kreuz ist da und Tod.

Ja, du wolltest sterben  
 Für die Sünderwelt;

Gabst, sie zu erwerben,  
Blut zum Lösegeld.  
Laß es auf uns fließen,  
Herr, dein heilig Blut!  
Gieb, es zu genießen,  
Luft darnach und Mut!  
Deines Kreuzes Segen  
Laß uns angedeih'n,  
Daß sich Tote regen,  
Lebende sich freu'n!

Ich weiß nicht, war es der Inhalt des Liedes oder die Melodie, oder der Anblick der andächtigen Kommunikanten, oder die Erinnerung an meine frühere bessere Zeit, oder war es das alles zusammen, was mir das Herz so schmelzte, daß ich die Thränen nicht mehr verbergen konnte, und eine dringende Begierde empfand, auch an dem heiligen Mahle teilzunehmen. Ich legte auch wirklich alle Rücksichten bei Seite und schloß mich an die Reihe der Kirchenglieder an und der Geistliche mochte mich wohl nicht abweisen, da er in den Thränen meiner Augen das Verlangen meiner Seele lesen konnte. Ich kann dir nicht sagen, was für eine gesegnete Stunde mein Herz da feierte. Alle Angst und Bangigkeit war hinweg, lauter Jubel und Freude und Frieden und die laute Versicherung im Innern: alle Schuld ist dir vergeben! — Seit der Zeit habe ich selige Stunden gehabt und ich hoffe zum Herrn, er wird meine Seele bewahren, daß sie nimmer Ihm entfalle.“

Benj. Wie bist Du aber hieher gekommen?

Theod. Weil ich hier in der Nähe vorbeikam, so wollte ich gern auch einmal wieder den Ort sehen, der mir durch so viele Erinnerungen wichtig geworden und geblieben ist. Daß ich aber so glücklich sein würde, Dich hier anzutreffen, das hätte ich nicht von

ferne gedacht. Gott sei dafür gepriesen! Nun bitte ich Dich aber, mir auch Deine Geschichte zu erzählen.

Benj. Laß mich's diesmal kurz machen. Ein anderesmal sollst Du alles ausführlich hören. Heute bin ich zu sehr angegriffen. Als ich die Schule verlassen hatte, kam ich zu einem Kaufmann auf's Comptoir und lernte die Handlungswissenschaft bei diesem geschickten Manne so gründlich als möglich. Nach Beendigung meiner Lehre erhielt ich eine Stelle in einem bedeutenden Hause, wo nur Wechselgeschäfte gemacht wurden. Man war in diesem Hause so zufrieden mit mir, daß ich bald eine Buchhalterstelle mit bedeutendem Gehalt bekam. Ich konnte sogar meine Mutter, die durch Unglücksfälle sehr herabgekommen war und ihr Landgut hatte verkaufen müssen, zuweilen unterstützen, was mich am meisten freute. Aber weißt Du noch, welches Bild auf der Antonientafel gleich so viel Eindruck auf mich machte?

Theod. Freilich, die Geschichte Benjamins, als sich Josephs silberner Trintbecher in seinem Sacke fand.

Benj. Denke nur, das ist meine Geschichte. Wer hätte das damals geglaubt, als wir so unschuldig vor dem großen Gemälde standen! — Eines Morgens konnte der Kassier den Schlüssel zur Geldkasse nicht finden. Der Schlosser wird geholt und das Schloß aufgebrochen. Mehrere tausend Thaler fehlen. Nun war's natürlich, daß alle, die auf dem Comptoir arbeiteten, sich eine Durchsuchung gefallen lassen mußten, und sie zu ihrer Rechtfertigung sogar selbst verlangten. Was geschah! In meinem Koffer fand sich der Schlüssel und eine Rolle von dem Geld. Wie es hineingekommen, ob der Schelm es absichtlich oder aus Versehen gerade in meinen Koffer gelegt habe, weiß ich nicht. Kurz, der Verdacht mußte auf mir

liegen bleiben, bis der wahre Thäter an's Licht kam, Mein Prinzipal sagte mir: „Ich begreife nicht, wie das zugeht, da ich Sie immer als solid gekannt habe; aber Sie sehen, der Schein ist gegen Sie. Indessen will ich Sie nicht unglücklich machen und rate Ihnen also, sich schnell von hier zu entfernen.“ — Ich überlegte nicht, daß ich dadurch den Schein meiner Schuld nur verstärken mußte und ging nach Holland. Meine Mutter grämte sich darüber zu Tod; meine Schwestern waren zwar versorgt, doch ohne etwas übrig zu haben. Ich fand in Holland wieder eine Anstellung; aber es währte nicht lange, so kam die Nachricht von meiner vorgegebenen Untreue auch dahin, und ich mußte wieder fort. Nun reiste ich nach Amerika und war dort auf mehreren Plätzen angestellt. Aber das Unglück verfolgte mich überall, und nachdem ich mich in mehreren Ländern herumgeplagt hatte, wollte ich wieder ins Vaterland zurückkehren. In der Hoffnung, eine Stelle als Buchhalter in einem schweizerischen Handlungshaus zu finden, reiste ich den Rhein herauf, und wollte den Weg über Teinach nehmen, und da hat mich die wunderbare Hand Gottes zu Dir geführt. Siehe, so hatten wir denn Beide auf unserem Lebenswege ein Ach; aber Dein Ach war nicht mein Ach. —

„Ja“ — unterbrach ihn Theodor — „und aus beiden hat der Herr nun ein Lachen gemacht, der Wasser in Wein und Traurigkeit in Freude verwandelt. Denn für Dein Unterkommen darfst Du nun nicht mehr Sorge tragen; ich bin froh, daß ich Gelegenheit habe, einen Teil meiner alten, großen Lebensschuld Dir heimzuzahlen. Ich bin allein und habe keine Kinder. Du kommst zu mir und verwaltest meine Güter und führst meine Rechnungen, und alles, was mein ist, das ist Dein.“

Benjamin weigerte sich nicht, in dieses Anerbieten einzugehen und wurde durch so frohe Aussichten recht munter gestimmt.

„Nun laß uns aber“ — sagte Theodor — „auch wieder in die Kirche gehen und das Gemälde noch einmal ansehen, das uns Beiden einst ein Bild unserer künftigen Lebenserfahrungen vor Augen stellte.“

Sie gingen. In der Kirche sagte Benjamin: „Sieh nur, jetzt ist ja nicht bloß das an mir erfüllt, daß ein fremder Becher in meinem Sack gefunden wurde, sondern ich habe wie Benjamin auch meinen Bruder Joseph wieder gefunden, und darf nun immer bei ihm bleiben.“

„Ja“ — erwiderte Theodor — „und ich habe nach dem Beispiel des Elias nicht bloß irdische Speise und Trank in der Wüste gefunden, sondern auch himmlische Speise und Trank in jener Kirche, wo mir die himmlische Gabe gereicht wurde. Und in Kraft dieser Speise bin ich bisher fortgegangen und werde auch künftig durch die Wüste des Lebens in Kraft derselben ziehen, bis ich ihn sehe von Angesicht zu Angesicht.“ —

Gleich am folgenden Tage reisten die Freunde in die Schweiz und lebten im Frieden Gottes bei einander. Benjamin starb nach zwei Jahren. Wenige Tage nach seinem Tode stand in einer Zeitung, der Dieb jener Geldsumme, um welcher willen Benjamin hatte flüchten müssen, sei entdeckt und in's Zuchthaus abgeführt worden.

Ob Theodor noch lebt, habe ich nicht in Erfahrung bringen können; aber so viel weiß ich: Den Gerechten muß das Licht immer wieder aufgehen, und Freude dem frommen Herzen!

---

## Sine morgenländische Fabel.

Es kam ein Mann zu einem Derwisch, und legte ihm drei Fragen vor: „1) Wie kann man sagen, Gott sei allgegenwärtig? Ich sehe ihn nirgends; zeige mir, wo er ist. 2) Warum kann jemand wegen eines Verbrechens bestraft werden, da doch alles, was wir thun, von Gott ausgeht, und niemand einen freien Willen hat, weil man nichts dem Willen Gottes Zuwiderlaufendes thun kann, und jedermann, wenn er die Macht hätte, nur Gutes thun würde? 3) Wie kann Gott den Satan im höllischen Feuer strafen, da doch dieser aus eben diesem Element gebildet ist? Kann denn Feuer auf sich selbst Einfluß haben?“ — Als der Derwisch diese Fragen hörte, nahm er eine Erdscholle, und warf sie dem Fragenden an den Kopf. Der Mann ging zum Richter, beklagte sich bei ihm und sagte: „Ich legte jenem Derwisch drei Fragen vor; dieser aber warf mir einen Erdklumpen an den Kopf, was mir Schmerzen verursachte.“ — Der Richter ließ den Derwisch rufen und fragte ihn: „Warum hast du diesem Mann einen Erdklumpen an den Kopf geworfen, statt ihm auf seine Fragen eine Antwort zu geben?“ — Der Derwisch entgegnete: „Diese Erdscholle war die Antwort auf seine Fragen. Er behauptete, er habe Schmerzen an seinem Kopf; wenn

er mir die Schmerzen zeigt, so will ich ihm auch Gott zeigen. Ferner: Warum verklagt er mich? Was ich gethan habe, war ein Werk Gottes; ich warf ihn nicht ohne Gottes Willen. Was für eine Macht habe ich? Und wie kann ihm, der aus Erde gemacht ist, dieses Element Schmerzen verursachen?" — Der Mann ward ganz verwirrt, und der Richter äußerte sich mit der Antwort des Derwishes sehr zufrieden.

Wärest du auch damit zufrieden gewesen?

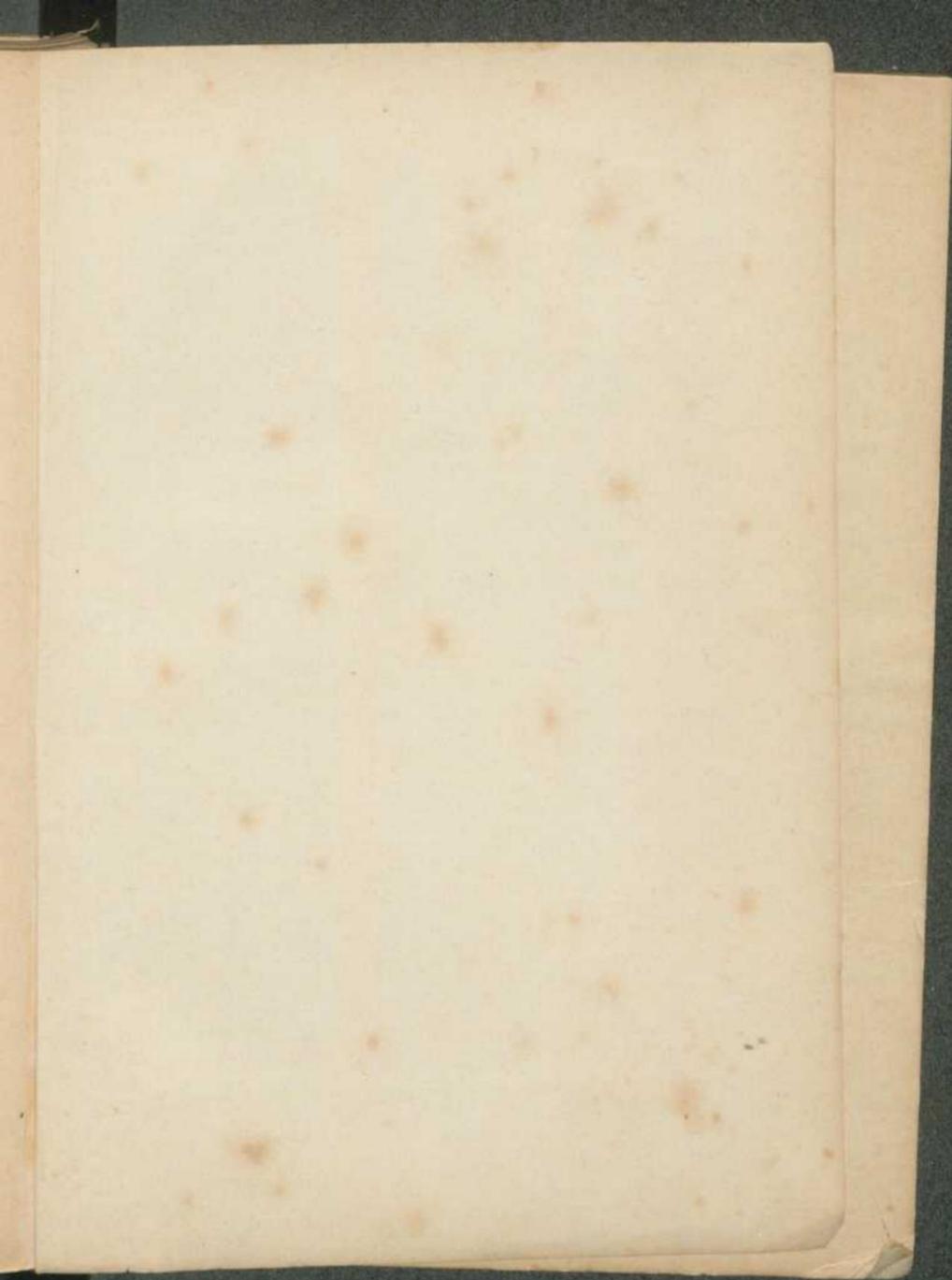
### Nimm deine Augen mit,

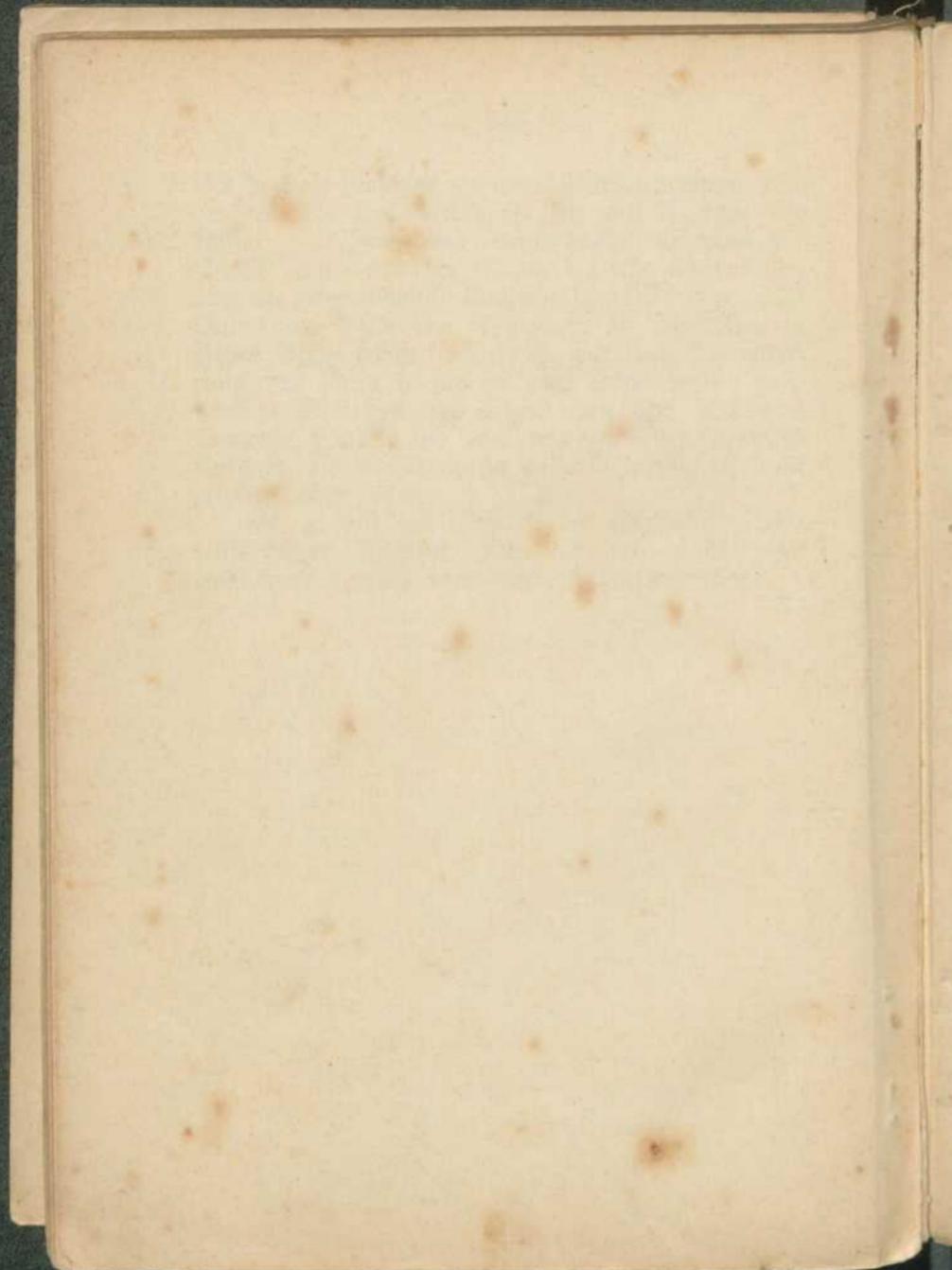
wenn du wohin gehst, und sei aufmerksam auf alles, was dir unter die Hände kommt. Es heißt zwar im Sprichwort, auch ein blindes Schwein finde zuweilen eine Eichel; wer aber die Augen nicht bei sich hat, kauft Eicheln für Kastanien, und wer nichts versteht, verkauft einen Diamant für zwei Thaler, der hunderttausend wert ist.

Herr L., ein Musiter in London, ging einmal in den Laden eines Spezereihändlers, um etwas zu kaufen. „Haben Sie noch mehr von diesem Papier?“ fragte er den Kaufmann, indem er mit Aufmerksamkeit und Erstaunen auf das Papier hinsah, in welchem das, was er gekauft hatte, eingewickelt war. — „Überflüssig viel, mein Herr, einen ganzen Haufen,“ erwiderte der Kaufmann. Herr L. wünschte es zu sehen, und folgte dem Kaufmann in ein kleines Hinterstübchen, wo viele Kiese von Matulatur zusammengehäuft lagen, die er zu seinem Geschäft gebrauchen wollte. „Wohlan!“ sagte Herr L., nachdem er den Stoß betrachtet hatte

von dem der Umschlag zu seiner Ware genommen war, „wollen Sie dies verkaufen? wie viel fordern Sie dafür? — „Zwei und einen halben Groschen per Pfund,“ antwortete der Mann, der sehr erstaunt war über die ungewöhnliche Begierde seines Kunden; „Sie können es, wenn Sie es wollen, als Matulatur zu diesem Preise haben.“ Herr L. war sogleich handels- einig, und kaufte so für ein paar Schillinge 33 voll- ständige Oratorien und Opern von dem berühmten Tonsetzer Händel, und zwar von der besten (Arnolds) Ausgabe, die im Ladenpreis vielleicht dreißigmal mehr gekostet haben würden.

Es ist mir dabei das Gebot eingefallen: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst!“ Hat wohl Herr L. ganz nach diesem Gebot gehandelt?





ZSAA GO

UB BIELEFELD  
990/4399665+01

4.13



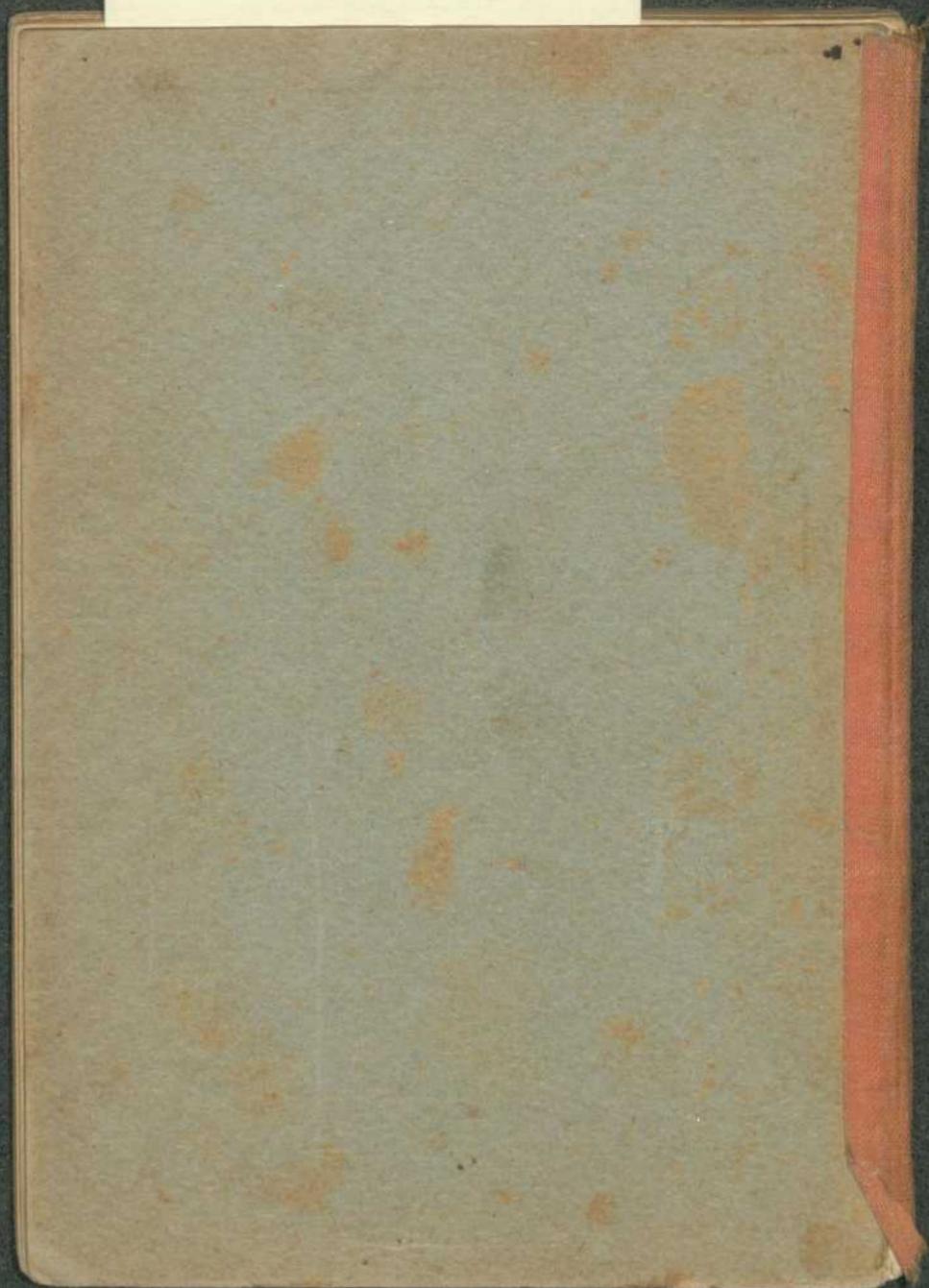
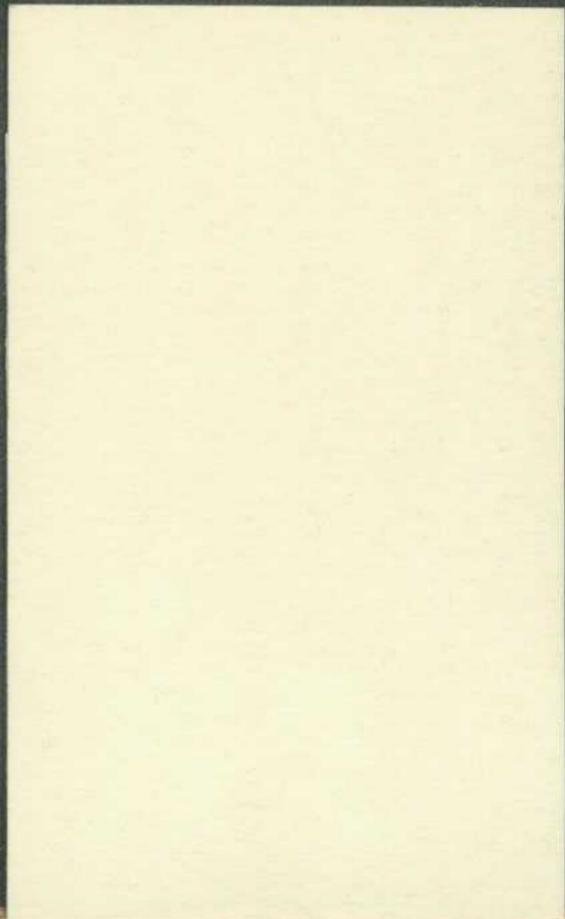
K

KLZ

99

ZSAA

GO



91

# Das Bild in Teinach.

Eine Erzählung für Christenkinder

von

Dr. Chr. S. Barth.

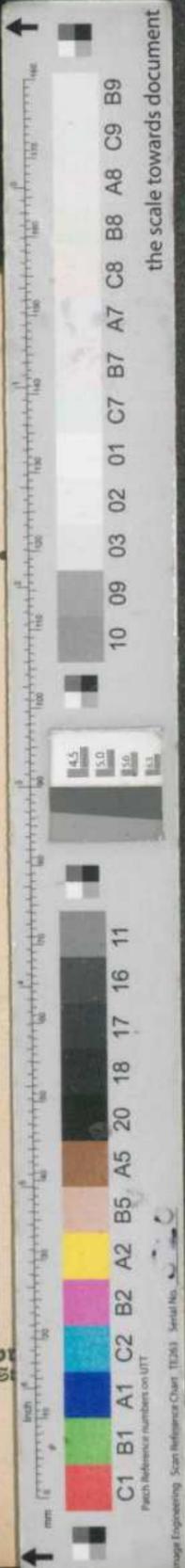
—  
Neue Ausgabe.

Verlag von Carl Hirsch

Gmishofen  
(Schweiz).

Konstanz  
(Deutschland).

New-York  
(157 Prince St.)



the scale towards document